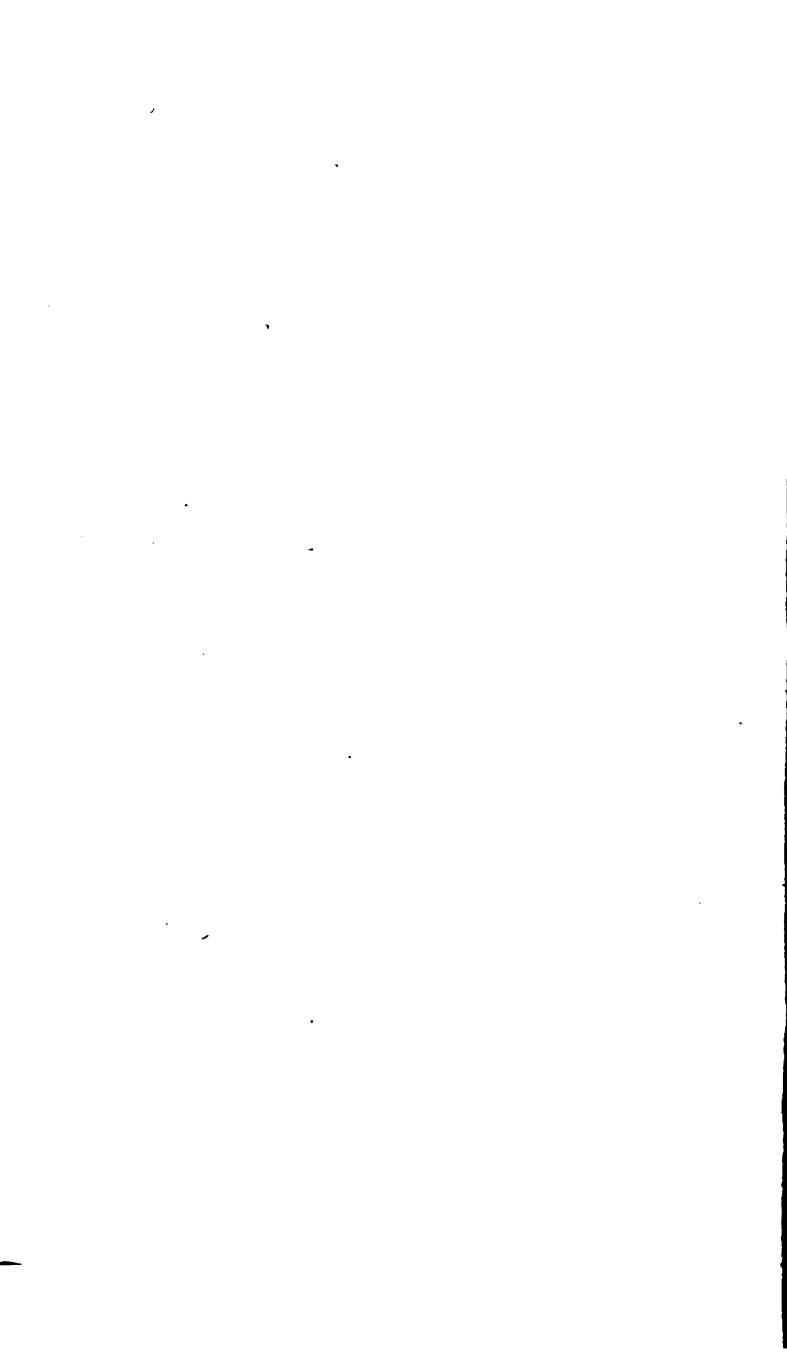


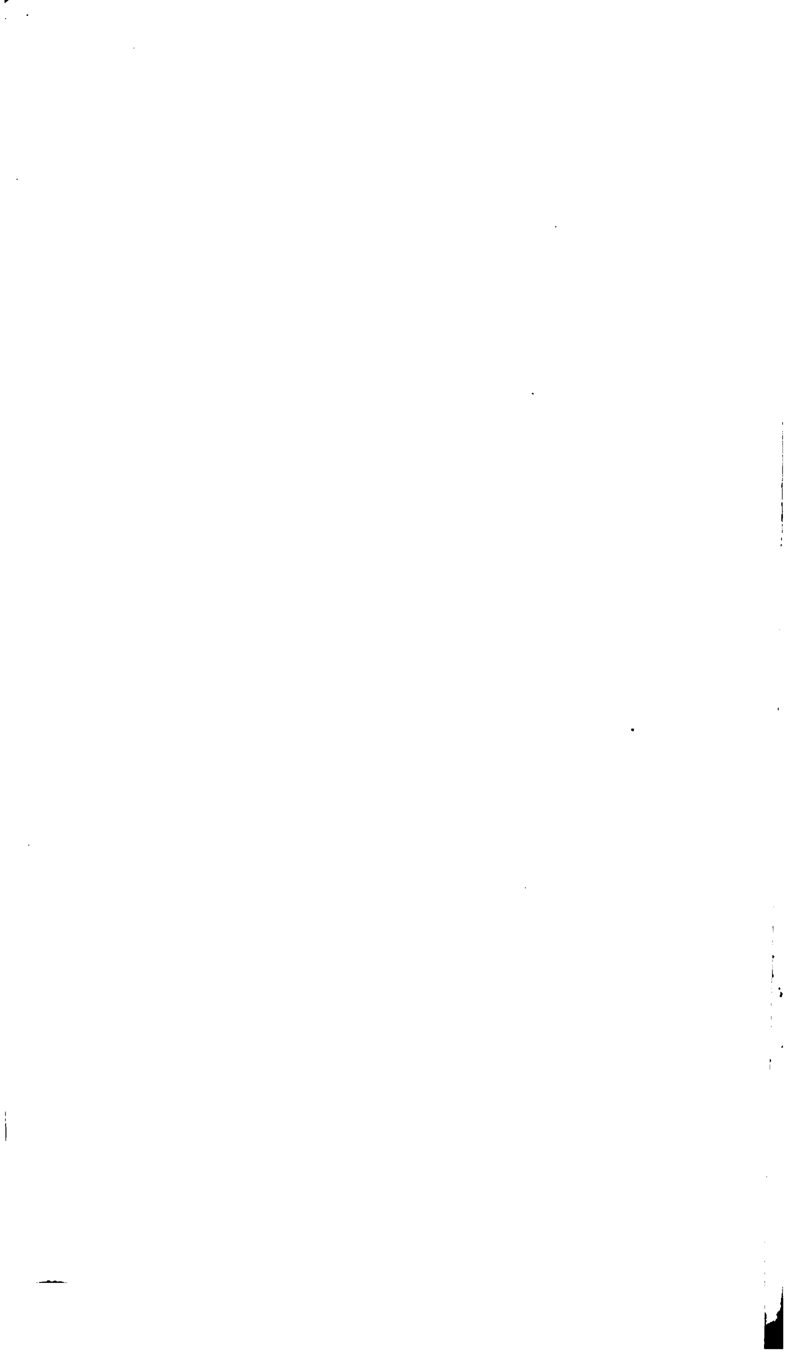


G o e t h e

aus

näherm persönlichen Umgange

dargestellt.



Goethe

aus

näherm persönlichen Umgange

dargestellt.

Ein nachgelassenes Werk

von

Johannes Falk.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1832.

Vorwort.

Goethe'n nicht etwa mittelbar aus seinen Werken, sondern unmittelbar aus seinem Leben selbst zu schildern, soweit es mir im Umgange mit ihm zugänglich ward, ist der Zweck dieser Blätter. Es sind geordnete, gewissenhafte Auszüge aus meinem sorgfältig geführten Tagebuche, wie deren vielleicht von Andern, welche so glücklich waren, in dieses

Edeln Nähe zu weilen, ähnliche zu hoffen und zu wünschen stehen, und wofern sie nur wahrhaft und treu sind, so viel gesprochene Bände seiner Schriften seyn werden.

Die hier, um nicht Alles zu sehr zu vereinzeln, sondern vielmehr zusammenzuhalten, getroffene Anordnung bot sich bei der Übersicht des Stoffes von selbst an. Das Vorbildliche des Sohnes in seiner Mutter schien einem allgemeinen Umrisse seines Charakters als Künstler und Mensch wol vorangehen zu dürfen — gleichsam eine Morgendämmerung. Hieran schloß sich sein Aufgang in der Natur, sein Sinn und seine Liebe für sie, sein durch sie und an ihr gekräftigter und geklärter Blick in das Reich des Geistes und der Wissenschaft, wovon seine Ansichten des Staates und der Fortdauer nach dem Tode geistreiche Beispiele und Be-

weise sind. Die einer so tüchtigen Natur eigene und nöthige straffere Spannung der Elemente des gediegenen, treuen Ernstes einerseits, und des tollsten, muthwilligsten Humors andererseits gab seinem Bilde eigenthümliche Lebendigkeit; sein Verkehr *mit* einigen der allbekannteren Zeitgenossen, sein Urtheil über sie und ihre Werke führte es weiter aus und vollendete es, soweit es die Natur einer Skizze gestattete. Der angehängte Brief eines sechzehnjährigen Jünglings spricht die unschuldige Hingebung an das Edle und Würdige aus, und der erläuternde Anhang über „Faust" regt vielleicht, indem er sich auf manche früher berührte *Ideen* erläuternd bezieht, manche nicht ganz unersprießliche Gedanken an.

Und so mögen denn diese Blätter bei allen Freunden und Verehrern des Herrlichen, welchem

die übermächtige Genieseuche ebenso wenig als die geifernde Verleumdung Lorbeer und Purpur entblättern oder herabzupfen wird, eine freundliche und geneigte Aufnahme finden!

Weimar, im Jahre 1824.

Johannes Falk.

Inhalt.

Erster Anhang.

Zweiter Anhang.

I.

Goethe's Mutter.

Einige Beiträge zu ihrer Charakteristik.

Schon öfter ist die Bemerkung gemacht worden, die sich vielleicht im Nachfolgenden nicht unangenehm wiederholen wird, daß große und ausgezeichnete Männer, was sowol Charakter als Anlagen des Geistes und andere Eigenthümlichkeiten betrifft, immer zur Hälfte in ihren Müttern vorgebildet sind.

So stellt sich in Goethe's Charakter eine sehr zarte Scheu vor allen heftigen, gewaltsamen Eindrücken dar, die er auf alle Weise und in allen Lagen seines Lebens möglichst von sich zu entfernen suchte. Ähnliches

finden wir schon bei der Mutter, wie mir denn eine Freundin, die, als sie noch in Frankfurt lebte, ihr sehr nahe stand, folgende Charakterzüge erzählte, die für das hier eben Gesagte zum vollkommensten Belege dienen.

Goethe's Mutter hatte die Gewohnheit, sobald sie eine Magd oder einen Bedienten miethete, unter Anderm folgende Bedingungen zu stellen: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es nun in meinem Hause, oder in der Stadt, oder in der Nachbarschaft vorfällt. Ich mag ein für alle Mal nichts davon wissen. Geht's mich nah an, so erfahre ich's noch immer zeitig genug. Geht's mich gar nicht an, bekümmert's mich überhaupt nicht! Sogar wenn es in der Straße brennte, wo ich wohne, so will ich's auch da nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß." So geschah es denn auch, daß, als Goethe im Winter 1805 zu Weimar lebensgefährlich krank war, Niemand in Frankfurt von allen Denen, die bei der Mutter aus- und eingingen, davon zu sprechen wagte. Erst lange nachher, und als es sich mit ihm völlig zur Besserung anließ, kam sie selbst im Gespräch darauf

und sagte zu ihren Freundinnen: „Ich hab' halt Alles wohl gewußt, habt ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber mögt ihr sprechen; jetzt geht es besser. Gott und seine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede seyn, ohne daß es mir, wenn sein Name genennt wird, einen Stich ins Herz gibt." Wäre Goethe, setzte dieselbe Freundin, die mir dieses erzählte, hinzu, damals gestorben, auch alsdann würde dieses Todesfalles im Hause seiner Mutter schwerlich von uns Erwähnung geschehen seyn; wenigstens nur mit sehr großer Vorsicht, oder von ihr selbst dazu aufgefodert, würden wir dies gewagt haben, weil, wie ich schon bemerkt, es durchaus eine Eigenthümlichkeit ihrer Natur, oder Grundsatz, wo nicht beides war, allen heftigen Eindrücken und Erschütterungen ihres Gemüthes, wo sie nur immer konnte, auszuweichen.

Unter einen Brief, den Goethe von seiner Mutter erhielt, da sie bereits zweiundsiebzig Jahr alt war, schrieb Jemand: So hätte Gott alle Menschen erschaffen sollen.

Eine zweite Anlage Goethe's, worauf alle seine

übrigen Anlagen gleichsam als Fundament ruhten und sich einer reichen Entwickelung erfreuten, ist eine ergiebige Ader von fröhlich strömendem Mutterwitze, sonst auch Naivetät und Humor genannt, die ebenfalls in einem sehr hohen, ja oft drolligen Grade seiner Mutter eigenthümlich waren. Der Vater war älter und in sich gekehrter, oder, wie sich der Maler Krause, sein Landsmann von Frankfurt her, über ihn ausdrückte, ein geradliniger frankfurter Reichsbürger, der mit abgemessenen Schritten seinen Gang und sein Leben zu ordnen gewohnt war. Von seiner Förmlichkeit hat Goethe vielleicht etwas in sich herübergenommen. Manche, die den Vater genau und persönlich gekannt haben, versichern, Gang und Haltung der Hände habe der Sohn völlig vom Vater beibehalten. Die Mutter aber besaß ein munteres, sinnlich fröhliches Wesen, wie es am Rhein zwischen Weinbergen und sonnigen Hügeln häufig vorkommt, und da sie weniger in Jahren vorgerückt als der Vater war, so nahm sie auch schon deshalb Alles leichter und anmuthiger als dieser. So sagte sie zuweilen in scherzhafter Laune, weil sie sehr früh geheirathet und kaum sechzehn oder siebzehn Jahre alt Mutter geworden

war: „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil wir beide jung und nit so gar weit als der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind!“ — So bezeigte sie bei manchen freiern Scherzen des Sohnes, die der streng rügende Vater schwerlich übersehen konnte, eine echt mütterliche liebende Nachsicht, oder ging vielmehr ganz in dieselben ein.

Einst beim Schlittschuhlaufen z. B. wo sie im Schlitten neben einer Freundin saß und diesen muntern Spielen der Jugend zusah, nahm ihr Wolfgang die Kontusche ab, hängte sie sich um und scherzte lange auf dem Eise hin und her, ehe er sie der Mutter wiederbrachte, die ihm lächelnd versicherte, daß die Kontusche recht wohl zu seinem Gesichte gestanden hätte.

Späterhin noch, als Goethe sein bürgerliches Leben nach dem Rathe seines Vaters in Frankfurt damit eröffnete, daß er sich den Geschäften eines Anwalts unterzog, verhüllte die Mutter Manches mit dem Mantel der Liebe, was der Vater schwerlich so frei hätte hingehen lassen. In demselben Grade nämlich, wie der etwas mürrische Vater die Augen offen behielt, pflegte die Mutter sie gelegentlich zuzudrücken.

Junge Autormanuscripte *) wurden in angebliche Acten, und manche kleine Einladung zu einem unschuldigen Gartenpickenick mit jungen lustigen Leuten seines Schlages, wenn der Vater darnach fragte, in irgend ein Handbillet von diesem oder jenem Clienten verwandelt.

Die liebenswürdige Corona Schröter, für welche Goethe späterhin zu Weimar seine „Iphigenie" dichtete, wußte Vieles von dieser Art auf das anmuthigste zu erzählen, und Manches davon, was im Verfolge dieser Schrift sich etwa finden wird, habe ich treulich aus ihrem Munde in meinem Tagebuche aufgezeichnet.

Noch in ihrem hohen Alter, als sie sich einige Wochen hindurch mit den Beschwerden desselben schmerzlich geplagt hatte, sagte Goethe's Mutter zu einer Freundin, die sie besuchte, auf ihr Befragen, wie es gehe: „Gottlob, nun bin ich wieder mit mir zufrieden und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleiblich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt wie ein klein

---

*) Goethe war kaum neunzehn Jahr alt, als er „Die Mitschuldigen" schrieb.

Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: ei, schäm dich, alte Räthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt? Willst du denn imer auf Rosen gehen und bist übers Ziel, bist über siebzig Jahre hinaus! Schauen's, so hab' ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war." —

Wer Goethe's Persönlichkeit einigermaßen gekannt hat, wird zugleich zugeben müssen, daß viel von dieser Liebenswürdigkeit und diesem Humor, der sich weder im Leben noch im Tode zu Grunde richten läßt, in den ergiebigsten Adern auf ihn übergegangen war. Wir werden tiefer unten Belege dazu aus seinem frühern Leben, wie zu seinem Ernste aus dem spätern geben.

II.

Allgemeiner Umriß von Goethe's Charakter als Mensch und Künstler.

Von Goethe's Vielseitigkeit (Objectivität) sowol in Kunst als in treuer Auffassung der Charaktere und aller Gegenstände überhaupt ist häufig, zuletzt auch freilich unter Denen, die der heutigen Allerweltsbildung mit dem Heißhunger eines leeren Innern nachjagen, die Rede gewesen. Ein ganz eigenthümlicher Vorzug seines Genies ist es ohne Zweifel, daß er sich gleichsam in den Gegenstand, auf dessen Betrachtung er sich in diesem oder jenem Zeitpunkte beschränkt, mag es nun ein Mensch, ein Thier, ein Vogel oder eine Pflanze seyn, sinnig verliert, ja sich gewissermaßen in denselben träumend verwandelt. Man darf nicht in Abrede stellen, daß Goethe's Größe als Naturforscher

und Dichter, sein Styl, seine Denkart, seine Darstellung, seine Originalität, fast möcht' ich sagen die ganze Schwäche sowie die ganze Stärke seines sittlichen Wesens, auf dem Wege einer solchen objectiven Entwickelung zu suchen ist. Wie oft hörte ich ihn, wenn er sich irgend einer Betrachtung dieser Art hingeben wollte, mit Ernst seine Freunde ersuchen, ihn ja mit den Gedanken Anderer über diesen Gegenstand zu verschonen, weil es eine strenge, ja unabweichliche Maxime bei ihm war, in solcher Stimmung allen fremden Einflüssen zu wehren. Erst dann, wenn er seine eigne Kraft an einem solchen Object durchversucht, sich gleichsam ihm gegenübergestellt und allein mit ihm gesprochen hatte, ging er auch auf fremde Vorstellungen ein; ja es ergetzte ihn sogar, zu wissen, was Andere lange vor ihm über diesen *nämlichen* Gegenstand gedacht, gethan oder geschrieben hatten. Er berichtigte sich sodann redlich in diesem oder jenem Stücke, sowie es ihn auf der andern Seite kindlich freute, wenn er sah, daß er hier oder da in seinem rein originellen Bestreben den Erscheinungen eine neue Seite abgewonnen hatte. Wie Manches hat die Natur auf diesem Wege des einsamen

Forschens und Selbstgespräches, den so Wenige zu betreten im Stande sind, ihrem Liebling entdeckt! Und wenn es in alten Märchen vorkommt, daß Greise, Pflanzen, Steine, Blumen, Licht, Wolken ihre eigne Sprache führen, so kann man nicht leugnen, daß unser alter deutscher Magus, um im Bilde fortzufahren, gar Vieles von der Vögel- und Blumensprache verstanden und auch Andern zu verdeutlichen gewußt hat. Seine „Metamorphose der Pflanzen", seine „Farbenlehre" sind schöne Denkmäler seines ruhigen Forschungsgeistes; sie sind, so zu sagen, erfüllt mit begeisterten Seherblicken, die tief in die Jahrhunderte und in das Gebiet der Wissenschaften hineinreichen, sowie auf der andern Seite seine biographischen Darstellungen zwei so völlig von ihm verschiedener Naturen, wie Wieland und Johann Heinrich Voß, nicht sowol seine Kunst als vielmehr seine eigne schöne Natur hinlänglich beurkunden, die Alles, was ihr begegnete, rein aufzufassen und wie ein klarer, unbefleckter Spiegel wiederzugeben wußte. Wieland's Biographie verwandelt sich gleichsam in Wieland selbst, und Johann Heinrich Voß erscheint in der goethe'schen Darstellung ohne alle Ecken und Härten, womit sich das Leben

so schwer aussöhnt. Gleichsam als ob Goethe selbst dieser Johann Heinrich Voß wäre, so trefflich versteht es der große Meister die schwer und mühselig den äußern Umständen abgewonnene Bildung dieses gelehrten und seltenen Mannes vor unsern Augen zur Entwickelung zu bringen und mit allen ihren Eigenheiten begreiflich zu machen.

So wie diesem hohen Talent Goethe's eine allgemeine Anerkennung zu Theil geworden ist, so laut haben sich auch auf der andern Seite tadelnde Stimmen wegen Lauheit in sittlichen Gesinnungen, soweit sie in seinen Schriften vorliegt, erhoben. Seine Verehrer suchten gleich Anfangs diese Vorwürfe dadurch zu entkräften, daß sie der Kunst den Rath ertheilten, sich ganz und gar von der Moral und ihren so belästigenden Vorschriften loszusagen. Zufolge dieser Maxime wurden nun alle Diejenigen, welche ihre Unzufriedenheit mit gewissen allzu freien Darstellungen der goethe'schen Muse äußerten, ohne weiteres für beschränkte Köpfe erklärt. Von nun an schien eine Losung zu einer Menge verwegener Producte gegeben zu seyn, worin das Heilige und Höchste nur allzu oft zu einem frechen Spiel der nie-

drigsten menschlichen Leidenschaft, ja zu einem Deck-mantel der rohesten Sinnesbegierden ausartete. Man übersah, wie mich dünkt, in diesem ganzen Streite von beiden Seiten einen Hauptpunkt. Die angeborene ruhige Betrachtung aller Dinge, wie sie Goethe eigen ist, konnte in ihm jenen sittlichen Enthusiasmus unmöglich aufkommen lassen, wie ihn die Zeit foderte, und den sie nur allzubald als den einzig beneidenswerthen Vorzug der menschlichen Natur anerkannte.

Goethe war geboren, sich den Dingen, nicht aber die Dinge sich anzueignen. Von dem Augenblicke an, wo eine Zeit gegen das wirklich vorhandene oder auch nur vermeinte Böse leidenschaftlich in die Schranken tritt, befaßt sie sich wenig oder gar nicht mit Untersuchung der guten Seiten, die dies nämliche Böse, mit Ruhe betrachtet, einem unparteiischen Auge etwa darbieten möchte.

Somit war Goethe, und zwar eben durch den eigensten Vorzug seiner Natur, selbst mit seiner Zeit in einen heftigen Widerspruch gerathen. Goethe wollte betrachten, seine Zeit wollte handeln und jeden, auch den seichtesten Beweggrund, der sich ihr zu fol-

chem Vorhaben darbot, in sich aufnehmen. Darum sagte er einmal zu mir: „Religion und Politik sind ein trübes Element für die Kunst; ich habe sie mir immer, soweit als möglich, vom Leibe gehalten.“ Nur eine Partei war es, für die er sich unter diesen Umständen erklärte, nämlich diejenige, in deren Gefolge eine, wenn auch nur muthmaßliche Ruhe zu hoffen war, gleichviel alsdann, auf welchem Wege sie gefunden wurde.

Nun traf es sich aber gerade, daß Religion und Politik, Kirche und Staat die beiden Pole wurden, zwischen denen sich das Jahrhundert, worin er lebte, neu gestalten sollte. Alles Wissen und alles Handeln wurde von dem Zeitgeiste gewaltig ergriffen und so zu sagen auf diesen Mittelpunkt hingedrängt. Durch die verworrensten Vorstellungen wurde Bahn gebrochen, und die an sich unklare Menge theilte die allgemeine Richtung, ohne daß sie eigentlich wußte, was mit ihr vorging.

Der klare Goethe sah dies wohl ein, und das ist auch der Grund, warum ihm Alles von dieser Art am Ende so widerlich wurde, und warum er vorzugsweise in einer Gesellschaft lieber von einer Novelle des

Boccaccio als von Gegenständen sprach, worauf das Gesammtwohl Europas zu beruhen schien. Viele legten ihm diese Denkart als kalte und lieblose Gleichgültigkeit seines Wesens aus; aber gewiß mit Unrecht. Um anders zu seyn und den allgemeinen Rausch für die neue Ordnung der Dinge, wie Wieland, Klopstock und selbst Herder, zu theilen, hätte Goethe sich selbst aufgeben und der vielseitigen Betrachtung, womit er jedes Ding, folglich auch diese historische Erscheinung, auffaßte und gar reiflich erwog, plötzlich entsagen müssen. Gewiß, der ruhige Beobachter aller Vorgänge dieses bewegten Lebens und der in die Handlung desselben entweder leidend oder thätig Verflochtene sind zwei völlig verschiedene Charaktere. Die letzten beiden haben durchaus kein richtiges Urtheil über ihren eignen Zustand. Dazu fehlt ihnen der Standpunkt. Der Taube darf und soll man keine Naturgeschichte des Adlers abfodern; sie würde allzu einseitig ausfallen. Es muß daher nothwendig etwas über beide Zustände Erhabenes, echt Göttliches vorhanden seyn, das weder Taube noch Adler ist, aber beide ruhig auf seinem Schoose hält und ihre gegenseitigen Vorzüge und Mängel ausmittelt, die ersten anerkennt, die andern aber,

wo nicht zu lieben, doch zu dulden und mitunter auch wol zu entschuldigen beflissen ist.

Nur mit unverrückter Feststellung dieses höhern Gesichtspunktes, der das niedere Spiel der Welterscheinung mit allen seinen Gegensätzen, wie etwa einen buntgemalten Theatervorhang, unter sich abrollen läßt, ist uns wie die Seele aller goethe'schen Darstellung so auch das Recht zu einer eignen Beurtheilung des so seltenen und einzig großen Mannes gegeben. Goethe bewegte wol auch seine Flügel und war emsig genug wie eine Biene; aber seine Thätigkeit war reine Kunstthätigkeit, folglich von ganz anderer Art. Das Reich der Wissenschaften, wie es sich durch Jahrhunderte aufgebaut, die Reiche der Natur und der Kunst, sowol in ihrem ersten Werden als in ihrer stufenweisen Entwickelung, das waren die Gegenstände, die er unausgesetzt durchflog, und was er auf diesen weiten Entdeckungsreisen von Schätzen in Besitz nahm, oder von dorther mitbrachte, sollte ihm und seinen Freunden zu einer angenehmen Beschauung dienen.

Mit weitern Anfoderungen gedachte er die ohnehin von allen Seiten hinlänglich geplagte Menschheit seinerseits zu verschonen und begehrte dafür weiter

nichts zum Danke von ihr, sofern er anders durch seine Untersuchungen einige Theilnahme bei ihr erregte, oder ihr ein lehrreiches Ergetzen bereitete, als daß sie ihn und alle seiner Denkart nahverwandte sinnige Geister und gleichbeschauliche Naturen nicht unsanft mit dem eisernen Arme der Wirklichkeit anrühre, oder gar aus den schönen Trämen der Vorwelt, welchen sie sich hingaben, in die Wirklichkeit aufschrecke. Geschah dieses dennoch, so hörte man jene anmuthig rauhe Weise des Zigeunerhauptmanns im „Jahrmarkt zu Plunderswcilern" wieder aus seinem Munde klingen:

Lumpen und Quark
Der ganze Markt!
Kinder und Affen
Feilschen und gaffen,
Gaffen und kaufen!
Bestienhaufen!
Möcht all' das Zeug nicht,
Wenn ich's geschenkt kriegt'!
Könnt' ich nur über sie!
Wetter, wir wollten sie!
Wollten sie zausen!
Wollten sie l—n!
Mit zwanzig Mann
Mein wär' der Kram!

Dies Hauptthema, nur etwas abgeändert, sowie jener Hymnus:

Ich hab' mein Sach' auf Nichts gestellt ꝛc.

der eigentlich auch weiter nichts als eine Variation dieses Liedes ist, gingen bei Goethe durch und durch und machten so zu sagen ein Stück seiner eigentlichen Lebensbetrachtung aus. Völlig ungerecht, beinahe neidisch verkleinernd ist übrigens der Vorwurf, daß sich Goethe dem Zeitgeiste mit Veruntreuung seines eigentlichen Talents absichtlich und knechtisch zugewendet. Hat ihm ja doch Niemand so sinnig in allen Stücken durch die Maximen, die er aufstellte, durch die Anregungen, die von ihm ausgingen, gerade nur in seiner weltgeschichtlichen Bedeutsamkeit vorgegriffen. Wahrlich, die Kirche wie der Staat werden sich der Früchte dieses majestätischen Baumes echt deutscher Abkunft und Beschaffenheit in der Folge zu erfreuen haben, wiewol er sich, seltsam genug, ihre einwirkende Nähe in den Augenblicken seiner Entwickelung dringend verbat, ja es geradehin ableugnete, daß er Blüten oder Früchte für so verworrene Lebensbestrebungen, wie sie ihm schienen, beabsichtige. Wir können daher mit Recht sagen, daß wir allen

Einfluß, den Goethe von dieser Seite in Zukunft ausüben wird, rein und lediglich der Natur danken, weil in ihm selbst, wie schon bemerkt, ein völlig absichtsloses Wirken von dieser Seite vorhanden war. Indem er die Gegenwart fast gleichgültig aufgab und sich von jeder Leidenschaft in ihrer Betrachtung freimachte, ist er eben dadurch der Zukunft um ein Großes näher gerückt, und dieselbe wird ihm gewiß in Allem, was Kunst und Wissenschaften betrifft, als einen ihrer unverdächtigsten Zeugen, ja Vorläufer abhören und begrüßen. Fingerzeige und Data genug, um den verworrenen Knäuel dieser Gegenwart abzuwickeln, sind in seinen Schriften überall zerstreut, und die Nachwelt wird sie zu sammeln wissen.

Ich rechne ihm diese Richtung, wie schon früher gesagt, keineswegs zu einem besondern Verdienste an, sondern will sie nur als einen ganz eigenthümlichen Vorzug seiner klaren Natur geltend machen, in welcher sich alle Gaben der Beschaulichkeit wie in einem Krystall vereinten; um so mehr, da diese Betrachtung allein im Stande ist, ihn gegen die oft unverdienten Vorwürfe seiner bessern und edlern Freunde, sowie aller Derer zu schützen, die ihm Dinge abfoderten,

welche ihn in einen schmerzlichen Widerspruch gerade mit dem schönsten Theile seines eignen Wesens versetzten, nicht bedenkend, daß es ebenso ungereimt seyn möchte, wenn man von dem Verfasser des „Götz von Berlichingen" erwartete, daß er auf dem Rathhause zu Heilbronn seine eiserne Hand gegen den Magistrat und seine verächtlichen Helfershelfer mit zerschmetterndem Gewicht und Nachdruck in die politische Wagschale legen sollte, als wenn man dem wackern Götz von Berlichingen selbst zumuthete, er möchte uns mit seiner eisernen Hand ein anmuthiges Festspiel oder eine „Iphigenie" und einen „Tasso" schreiben. Will man dagegen, wie man allerdings muß, naturgemäß dem Götz seinen Götz und dem Goethe seinen Goethe vorgeben, so wird wol der rechte Standpunkt zur Beurtheilung Beider gefunden sein.

Merkwürdig ist mir immer ein Wort, das Goethe *einmal* im Gespräch über unsern gemeinschaftlichen, edeln Freund, den Maler und Kunstkenner Meyer, sagte, und das man vielleicht mit noch größerm Rechte auf ihn selber anwenden könnte: „Wir Alle," hub er an, „so viel wir unser sind, Wieland, Herder, Schiller, haben uns von der Welt doch irgend etwas und von

irgend einer Seite weismachen lassen, und ebendeßhalb können wir auch noch einmal wiederkommen, sie wird es wenigstens nicht übel nehmen. Dergleichen aber konnte ich an Meyer, so lange ich ihn kenne, niemals wahrnehmen. Er ist so klar und in allen Stücken so ruhig, so grundverständig, sieht, was er sieht, so durch und durch, so ohne alle Beimischung irgend einer Leidenschaft oder eines trüben Parteigeistes, daß das Zuunterst (dessous) der Karten, was die Natur hier mit uns spielt, ihm unmöglich verborgen bleiben konnte. Ebendeßhalb aber ist auch für seinen Geist an keine Wiederkunft hiesigen Ortes zu denken; denn die Natur liebt es nun einmal nicht, daß man ihr gleichsam unaufgefodert so tief in die Karten blickt, und wenn auch deßhalb von Zeit zu Zeit Einer kommt, der ihr eins und das andere von ihren Geheimnissen ablauscht, so sind auch wieder schon zehn Andere da, die es geschäftig zudecken." —

Goethe kann, darf und will seiner ganzen Natur nach keinen einzigen Schritt thun, der ihn das Reich der Erfahrungen, wo er so freudig festen Fuß gefaßt und über ein halbes Jahrhundert gewurzelt hat, plötzlich zu verlassen zwänge.

Alle Schlüsse, Beobachtungen, Lehren, Meinungen, Glaubensartikel haben in seinen Augen nur Werth, insofern sie sich an dieses von ihm so glücklich eroberte Reich anknüpfen. Der blaue Horizont, der dieses Reich begrenzt, den sich der Mensch so lieblich bemalt, kümmert ihn wenig. Er flieht ihn sogar, weil er aus Erfahrung weiß, daß dort die Hirngespinste wohnen und alle Phantome eines dunkeln Aberglaubens, den er haßt, ihren Sitz haben.

Das Mögliche, Gutes und Böses, wie es im Reiche der Erfahrung nach allen Richtungen geleistet wird, läßt er, mit großer Duldung, ja Anerkennung, gewähren. Ängstlich angelernt ist ihm selbst die Tugend zuwider, und fast möchte ich behaupten, daß ein halbweg tüchtiger Charakter, sobald ihm nur irgend eine wahrhafte Naturanlage zur Basis dient, sich, in seinen Augen, einer größern Nachsicht erfreuen kann, als ein Wesen, das in keinem Momente seines Lebens wahr ist, das sich selbst überall auf das Unlieblichste zwingt und eben dadurch Andern im Umgange einen unerfreulichen Zwang auflegt. „O,“ seufzte er bei solchen Gelegenheiten, „wenn sie doch nur das Herz hätten, einen einzigen dummen Streich zu machen,

so [illegible] die [illegible] [illegible] und sie würden doch we-
nigstens, frei [illegible] [illegible] und Verstellung, ihrem
eigenen, [illegible] Boden wiedergegeben! Wo das
geschieht, [illegible] [illegible] doch alle Mal für die Keime des
[illegible] [illegible] [illegible] der Natur anvertraut, einer fröh-
lichen [illegible] Raum geben; auf dem Grunde aber,
[illegible] [illegible] [illegible] stehen, wächst gar nichts!" — „Süße
[illegible]!" war in solchen Fällen sein Lieblingswort; so
wie der Ausdruck: „Es ist eine Natur!" in Goethe's
Munde für ein bedeutsames Lob galt.

[illegible] Untersuchungen über Zeit, Raum, Geist,
Materie, Gott, Unsterblichkeit mochte sich Goethe nur
wenig befassen. Nicht etwa, daß er höhere Wesen,
als wir sind, ableugnete. Keinesweges; nur blieben
sie ihm fremd, weil sie außer dem Reiche aller Erfah-
rung liegen, das ihn, seiner Maxime getreu, ganz
ausschließend anzog und beschäftigte. Die Flucht des
Übersinnlichen war mit ihm geboren; und wer unter
uns ist so kühn, daß er Grenzstreitigkeiten mit der
Natur anzetteln wollte? Wäre Goethe ein Leibnitz,
ein Kant gewesen, so hätten wir freilich statt der „Iphi-
genie" und des „Faust" eine sinnreiche Metaphysik er-
halten; jetzt aber, da er eben Goethe geworden ist, soll-

ten wir ihm auch billig, und zwar in allen Stücken, erlauben, Goethe zu seyn und zu bleiben. Wie er selbst einmal im Gespräche mit mir sehr schön bemerkte, „in der Reihe so mannichfaltiger Producte, wodurch die schaffenden Kräfte der Natur sichtbar würden, sei der Mensch gleichsam das erste Gespräch, das die Natur mit Gott halte", ebenso könnte man von ihm selbst sagen, daß bei seinem eigensinnigen Beharren im Reiche der Erfahrung er gleichsam das letzte Product der plastischen Natur darstelle, das mit ihren Geheimnissen zugleich die zwei Richtungen ausplaudere, die von Ewigkeit in ihr verborgen liegen, und die trotz allen scheinbaren Gegensätzen doch erst beide zusammengenommen die eine wahrhafte, ganze und vollständige Welt und Natur ausmachen; eine Ansicht der Dinge, die keinen verwerflichen Beitrag zur Definition Dessen, was wir Genie in der Natur nennen, *abgeben* dürfte. Denn sowie das Genie von dem Augenblicke an, wo es sich von der Natur lossagt, auf die unerfreulichsten Abwege geräth und nicht selten den Hirngespinnsten und Traumgeburten zu verfallen pflegt, ebenso theilt es mit der Natur jene beiden großen Richtungen: die eine in das stille Reich

so wäre die Sache abgethan und sie würden doch wenigstens, frei von Heuchelei und Verstellung, ihrem eignen, natürlichen Boden wiedergegeben! Wo das geschieht, darf man doch alle Mal für die Keime des Guten, die man der Natur anvertraut, einer fröhlichen Hoffnung Raum geben; auf dem Grunde aber, wo sie jetzt stehen, wächst gar nichts!" — „Süße Puppe!" war in solchen Fällen sein Lieblingswort; so wie der Ausdruck: „Es ist eine Natur!" in Goethe's Munde für ein bedeutsames Lob galt.

Mit Untersuchungen über Zeit, Raum, Geist, Materie, Gott, Unsterblichkeit mochte sich Goethe nur wenig befassen. Nicht etwa, daß er höhere Wesen, als wir sind, ableugnete. Keineswegs; nur blieben sie ihm fremd, weil sie außer dem Reiche aller Erfahrung liegen, das ihn, seiner Maxime getreu, ganz ausschließend anzog und beschäftigte. Die Flucht des Übersinnlichen war mit ihm geboren; und wer unter uns ist so kühn, daß er Grenzstreitigkeiten mit der Natur anzetteln wollte? Wäre Goethe ein Leibnitz, ein Kant gewesen, so hätten wir freilich statt der „Iphigenie" und des „Faust" eine sinnreiche Metaphysik erhalten; jetzt aber, da er eben Goethe geworden ist, soll-

ten wir ihm auch billig, und zwar in allen Stücken, erlauben, Goethe zu seyn und zu bleiben. Wie er selbst einmal im Gespräche mit mir sehr schön bemerkte, „in der Reihe so mannichfaltiger Producte, wodurch die schaffenden Kräfte der Natur sichtbar würden, sei der Mensch gleichsam das erste Gespräch, das die Natur mit Gott halte", ebenso könnte man von ihm selbst sagen, daß bei seinem eigensinnigen Beharren im Reiche der Erfahrung er gleichsam das letzte Product der plastischen Natur darstelle, das mit ihren Geheimnissen zugleich die zwei Richtungen ausplaudere, die von Ewigkeit in ihr verborgen liegen, und die trotz allen scheinbaren Gegensätzen doch erst beide zusammengenommen die eine wahrhafte, ganze und vollständige Welt und Natur ausmachen; eine Ansicht der Dinge, die keinen verwerflichen Beitrag zur Definition Dessen, was wir Genie in der Natur nennen, *abgeben* dürfte. Denn sowie das Genie von dem Augenblicke an, wo es sich von der Natur lossagt, auf die unerfreulichsten Abwege geräth und nicht selten den Hirngespinnsten und Traumgeburten zu verfallen pflegt, ebenso theilt es mit der Natur jene beiden großen Richtungen: die eine in das stille Reich

der Sitte und des Gesetzes, wo es alsdann in lieblicher Ruhe und Selbstbeschauung eine unabsehbare Reihe stiller Bildungen ausprägt; die zweite dagegen in die gewaltsame Bewegung des Sturmwindes, der Blitze und des Erdbebens, womit die Mutter aller Dinge jene etwanigen Gegensätze, die sich in ihr vorfinden, dem Anscheine nach völlig regellos, im Grunde aber doch wol gesetzmäßig schnell beseitigt und so Zerstörung aus Leben und Leben aus Zerstörung schafft.

Goethe zumuthen, daß er sich in seinen Betrachtungen einer von diesen Richtungen ganz einseitig ergeben soll, heißt im Grunde nichts Geringeres, als von ihm verlangen, daß er aufhören sollte, Goethe zu seyn, was er freilich nicht anders, als dadurch bewerkstelligen könnte, daß er aufhörte die Gesetze der Natur seinerseits als einzig gültige Richtschnur für sich und Seinesgleichen anzuerkennen. Wenn man daher diesem großen und anmuthigen Genius zuweilen das Gefühl für das Sittliche abgesprochen hat, so hat man ihn nach fremdem Maasstabe gemessen und nicht bedacht, daß er es nicht lieben konnte, aus der Sittlichkeit eine Art von Gewerbe zu machen. Ihm war auch hier alles nicht Ursprüngliche, alles Angelernte

zuwider, wie jede angelernte Erhebung der Seele, angelernte Philosophie, eingelerntes Gebet u. s. w., dergestalt, daß er nicht selten, wenn er ganz unbefangen diese Abneigung gegen flächere Gemüther aussprach, sich den größten Misverständnissen aussetzte. Wir werden aber in der Folge sehen, wie tief, richtig, wahrhaft und mild, ja hingegeben er jede Richtung einer sittlichen Natur erfaßte, wenn er z. B. über Ludwig, König von Holland, und dessen Bruder Napoleon urtheilte. Wenn aber ein Gesetz der englischen Verfassung, welches dahin lautet, daß Pairs jederzeit nur von Pairs gerichtet werden können, auch auf Gegenstände der Geisterwelt übertragbar ist, so dürfte eine solche Anerkennung des wahrhaft Eigenthümlichen und Großen durch einen großen Zeitgenossen gar manches einseitige Urtheil beschämen und verwirren und somit bewahrheiten, was im „Tasso" gesagt wird:

— wo du das Genie erblickst,
Erblickst du auch zugleich die Marterkrone.

III.

Goethe's Ansicht der Natur.

Treu der Natur hingegeben, wie Goethe war, liebte er es auch, mit geheimnißvollen Einleitungen und Andeutungen über ihr Wirken und ihre Producte zu sprechen. So führte er mich einst zu seiner Naturaliensammlung und sagte sodann, indem er mir ein Stück Granit in die Hand gab, das sich durch höchst seltsame Übergänge auszeichnete: „Da nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir! Wenn ich je ein älteres Gesetz in der Natur auffinde, als das ist, welches sich in diesem Producte darlegt, so will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieses hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins; bezweifle auch sehr, daß mir je etwas Ähnliches, geschweige denn etwas Besseres

von dieser Art zu Gesichte kommen wird. Betrachten Sie mir ja fleißig diese Übergänge, worauf am Ende alles in der Natur ankommt! Etwas, wie Sie sehen, ist da, was einander aufsucht, durchdringt und, wenn es Eins ist, wieder einem Dritten die Entstehung gibt. Glauben Sie nur, hier ist ein Stück von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts. Den Zusammenhang aber müssen Sie selbst entdecken. Wer es nicht findet, dem hilft es auch nichts, wenn man es ihm sagt. Unsere Naturforscher lieben ein wenig das Ausführliche. Sie zählen uns den ganzen Bestand der Welt in lauter besondern Theilen zu und haben glücklich für jeden besondern Theil auch einen besondern Namen. Das ist Thonerde! Das ist Kieselerde! Das ist dies, und das ist das! Was bin ich nun aber dadurch gebessert, wenn ich auch alle diese Benennungen innehabe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus Faust ein:

> Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
> Bohrt sich selber Esel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Theile? was ihre Namen? Wissen will ich, was jeden einzelnen Theil im Uni-

versum so hoch begeistigt *), daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in diesen Punkten herrscht überall das tiefste Stillschweigen."

„Es ist Alles," sagte er ein ander Mal, am 29. Februar 1809, in demselben Sinne, „in den Wissenschaften zu weitschichtig geworden. Auf unsern Cathedern werden die einzelnen Fächer planmäßig zu halbjährigen Vorlesungen mit Gewalt auseinandergezogen. Die Reihe von wirklichen Erfindungen ist gering, besonders, wenn man sie durch ein paar Jahrhunderte im Zusammenhange betrachtet. Das Meiste, was getrieben wird, ist doch nur Wiederholung von Dem, was dieser oder jener berühmte Vorgänger gesagt hat. Von einem selbständigen Wissen

*) Man vergleiche das von Goethe mit mir bei Gelegenheit von Wieland's Tode gehaltene Gespräch und besonders Das, was er dort über die Monaden, oder die letzten einfachsten Bestandtheile aller Wesen in der Natur, so lehrreich auseinandersetzt.

ist kaum die Rede. Man treibt die jungen Leute herdenweise in Stuben und Hörsäle zusammen und speist sie in Ermangelung wirklicher Gegenstände mit Citaten und Worten ab. Die Anschauung, die oft dem Lehrer selbst fehlt, mögen sich die Schüler hinterdrein verschaffen! Es gehört eben nicht viel dazu, um einzusehen, daß dies ein völlig verfehlter Weg ist. Besitzt nun der Professor vollends gar einen gelehrten Apparat, so wird es dadurch nicht besser, sondern nur noch schlimmer. Des Dünkels ist nun gar kein Ende. Jeder Färber an seinem Kessel, jeder Apotheker an seinem Destillirkolben muß sich sofort des Breitern von ihm belehren lassen. Die armen Teufel von Praktikern, ich kann nicht sagen, wie sie mich dauern, daß sie in solche Hände gefallen sind! Da saß ehemals so ein alter Färber in Heilbronn, der war klüger als sie Alle! Dafür haben sie ihn aber auch tüchtig ausgelacht. Was gäbe ich darum, wenn der alte Meister noch in der Welt wäre, die er, aber die ihn nicht erkannte, und meine Farbenlehre erlebt hätte. Dem hatte sein Kessel geholfen. Der wußte, worauf es ankam."

„Wenn ich die Summe von dem Wissenswerthen

in so mancher Wissenschaft, mit der ich mich mein ganzes Leben hindurch beschäftigt habe, aufschreiben wollte, das Manuscript würde so klein ausfallen, daß Sie es in einem Briefcouvert nach Hause tragen könnten. Es herrscht bei uns der Gebrauch, daß man die Wissenschaften entweder ums Brot verbauern läßt, oder sie auf den Cathedern förmlich zersetzt, sodaß uns Deutschen nur zwischen einer seichten Popular-philosophie und einem unverständlichen Gallimathias transscendentaler Redensarten gleichsam die Wahl gelassen ist. Das Capitel von der Elektricität ist noch das, was in neuerer Zeit nach meinem Sinne am vorzüglichsten bearbeitet ist."

„Die „Elemente" des Euklides stehen noch immer als ein unübertroffenes Muster eines guten Lehrvortrages da; sie zeigen uns in der größten Einfachheit und nothwendigen Abstufung ihrer Probleme, wie Eingang und Zutritt zu allen Wissenschaften beschaffen seyn sollten."

„Wie ungeheure Summen haben nicht die Fabrikherren blos durch falsche Ansichten in der Chemie verloren! Selbst die technischen Künste sind beiweitem nicht, wie sie sollten, vorgerückt. Diese Bücher- und

Stubengelehrsamkeit, dies Klugwerden und Klugmachen aus nachgeschriebenen Heften ist auch die alleinige Ursache, daß die Zahl der wahrhaft nützlichen Entdeckungen durch alle Jahrhunderte so gering ist. Wahrlich, wenn heute, wo wir den 29. Februar 1809 schreiben, der altehrwürdige englische Mönch Baco — mit dem Kanzler Verulam keineswegs zu verwechseln —, nachdem so manche Jahrhunderte hinter seinen wissenschaftlichen Bestrebungen abgelaufen sind, von den Todten zurück zu mir in mein Studirzimmer käme und mich höflich ersuchte, ihn mit den Entdeckungen, die seitdem in Künsten und Wissenschaften erfolgt, bekannt zu machen — ich würde mit einiger Beschämung vor ihm dastehen und im Grunde nicht so recht wissen, was ich dem guten Alten antworten sollte. Fiele es mir etwa ein, ihm ein Sonnenmikroskop vorzulegen, so würde er mir bald mit einer Stelle in seinen Schriften dienen, wo er dieser Erfindung nicht blos ahnend vorgriff, sondern derselben auch durch wahrhaft praktische Winke den Weg bahnte. Führte uns unser Gespräch auf die Entdeckung der Uhren, so würde er vielleicht, wenn ich ihm eine vorzeigte, gelassen fortfahren: Es ist das Rechte! Es

kommt mir indeß nicht unerwartet. Ich habe es ebenfalls vorausgesehen. Von der Möglichkeit solcher Maschinen könnt ihr Seite 504 in meinen Schriften das Nöthige nachlesen, wo ich sie ebenfalls, wie das Sonnenmikroskop und die Camera obscura, ausführlicher behandelt habe. Zuletzt, nach völliger Durchmusterung aller neuer Erfindungen, müßte ich vielleicht erwarten, daß sich der tiefsinnige Klosterbruder mit folgenden Worten von mir verabschiedete: Besonderes ist es eben nicht, was ihr da im Laufe so vieler Jahrhunderte geleistet habt. Rührt Euch besser! Ich will mich nun wieder schlafen legen und nach vier Jahrhunderten wiederkommen und zusehen, ob auch ihr schlaft, oder ob ihr in diesem oder jenem Stücke weiter fortgeschritten seid! — Bei uns Deutschen," setzte Goethe hinzu, „geht Alles fein langsam von Statten. Als ich vor nunmehr zwanzig Jahren die erste Idee von der Metamorphose der Pflanzen aufstellte, wußte man bei Beurtheilung dieser Schrift nichts weiter als die einfache Behandlung im Vortrag eines wissenschaftlichen Gegenstandes herauszuheben, die jungen Leuten allenfalls zum Muster dienen könne. Von der Gültigkeit eines Grundgesetzes, auf dessen

Entwickelung doch hier eben Alles ankam, und das, im Fall es sich bewährte, durch die ganze Natur die mannichfaltigste Anwendung erlaubte, vernahm ich kein Wort. Das macht, es stand nichts davon im Linnée, den sie ausschreiben und sodann ihren Schülern vortragen. Man sieht aus Allem, der Mensch ist zum Glauben und nicht zum Schauen gemacht. Wie lange wird es dauern, so werden sie auch an mich glauben und mir dies und jenes nachsprechen! Ich wollte aber lieber, sie behaupteten ihr Recht und öffneten die Augen selbst, damit sie sähen, was vor ihnen liegt; so aber schelten sie nur auf Alles, was bessere Augen hat als sie, und nehmen es sogar übel, wenn man sie in ihren Cathederansichten der Blödsichtigkeit beschuldigt. Vor der Farbenlehre, die mit der Metamorphose der Pflanzen auf einem und demselben Principe beruht, gilt dieses eben auch. Sie werden sich aber die Resultate derselben auch schon aneignen; man muß ihnen nur Zeit lassen, und besonders es nicht übel nehmen, wenn sie Einen, wie es mir jetzt in der Metamorphose de Pflanzen häufig genug begegnet, ohne zu nennen, ausschreiben und fremdes Eigenthum für das ihre aus-

III.

Goethe's Ansicht der Natur.

Treu der Natur hingegeben, wie Goethe war, liebte er es auch, mit geheimnißvollen Einleitungen und Andeutungen über ihr Wirken und ihre Producte zu sprechen. So führte er mich einst zu seiner Naturaliensammlung und sagte sodann, indem er mir ein Stück Granit in die Hand gab, das sich durch höchst seltsame Übergänge auszeichnete: „Da nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir! Wenn ich je ein älteres Gesetz in der Natur auffinde, als das ist, welches sich in diesem Producte darlegt, so will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieses hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins; bezweifle auch sehr, daß mir je etwas Ähnliches, geschweige denn etwas Besseres

von dieser Art zu Gesichte kommen wird. Betrachten Sie mir ja fleißig diese Übergänge, worauf am Ende alles in der Natur ankommt! Etwas, wie Sie sehen, ist da, was einander aufsucht, durchdringt und, wenn es Eins ist, wieder einem Dritten die Entstehung gibt. Glauben Sie nur, hier ist ein Stück von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts. Den Zusammenhang aber müssen Sie selbst entdecken. Wer es nicht findet, dem hilft es auch nichts, wenn man es ihm sagt. Unsere Naturforscher lieben ein wenig das Ausführliche. Sie zählen uns den ganzen Bestand der Welt in lauter besondern Theilen zu und haben glücklich für jeden besondern Theil auch einen besondern Namen. Das ist Thonerde! Das ist Kieselerde! Das ist dies, und das ist das! Was bin ich nun aber dadurch gebessert, wenn ich auch alle diese Benennungen innehabe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus Faust ein:

> Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
> Bohrt sich selber Esel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Theile? was ihre Namen? Wissen will ich, was jeden einzelnen Theil im Uni-

versum so hoch begeistigt *), daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein= und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in diesen Punkten herrscht überall das tiefste Stillschweigen."

„Es ist Alles," sagte er ein ander Mal, am 29. Februar 1809, in demselben Sinne, „in den Wissenschaften zu weitschichtig geworden. Auf unsern Cathedern werden die einzelnen Fächer planmäßig zu halbjährigen Vorlesungen mit Gewalt auseinandergezogen. Die Reihe von wirklichen Erfindungen ist gering, besonders, wenn man sie durch ein paar Jahrhunderte im Zusammenhange betrachtet. Das Meiste, was getrieben wird, ist doch nur Wiederholung von Dem, was dieser oder jener berühmte Vorgänger gesagt hat. Von einem selbständigen Wissen

*) Man vergleiche das von Goethe mit mir bei Gelegenheit von Wieland's Tode gehaltene Gespräch und besonders Das, was er dort über die Monaden, oder die letzten einfachsten Bestandtheile aller Wesen in der Natur, so lehrreich auseinandersetzt.

ist kaum die Rede. Man treibt die jungen Leute herdenweise in Stuben und Hörsäle zusammen und speist sie in Ermangelung wirklicher Gegenstände mit Citaten und Worten ab. Die Anschauung, die oft dem Lehrer selbst fehlt, mögen sich die Schüler hinterdrein verschaffen! Es gehört eben nicht viel dazu, um einzusehen, daß dies ein völlig verfehlter Weg ist. Besitzt nun der Professor vollends gar einen gelehrten Apparat, so wird es dadurch nicht besser, sondern nur noch schlimmer. Des Dünkels ist nun gar kein Ende. Jeder Färber an seinem Kessel, jeder Apotheker an seinem Destillirkolben muß sich sofort des Breitern von ihm belehren lassen. Die armen Teufel von Praktikern, ich kann nicht sagen, wie sie mich dauern, daß sie in solche Hände gefallen sind! Da saß ehemals so ein alter Färber in Heilbronn, der war klüger als sie Alle! Dafür haben sie ihn aber auch tüchtig ausgelacht. Was gäbe ich darum, wenn der alte Meister noch in der Welt wäre, die er, aber die ihn nicht erkannte, und meine Farbenlehre erlebt hätte. Dem hatte sein Kessel geholfen. Der wußte, worauf es ankam."

„Wenn ich die Summe von dem Wissenswerthen

in so mancher Wissenschaft, mit der ich mich mein ganzes Leben hindurch beschäftigt habe, aufschreiben wollte, das Manuscript würde so klein ausfallen, daß Sie es in einem Briefcouvert nach Hause tragen könnten. Es herrscht bei uns der Gebrauch, daß man die Wissenschaften entweder ums Brot verbauern läßt, oder sie auf den Cathedern förmlich zersetzt, sodaß uns Deutschen nur zwischen einer seichten Popularphilosophie und einem unverständlichen Gallimathias transscendentaler Redensarten gleichsam die Wahl gelassen ist. Das Capitel von der Elektricität ist noch das, was in neuerer Zeit nach meinem Sinne am vorzüglichsten bearbeitet ist."

„Die „Elemente" des Euklides stehen noch immer als ein unübertroffenes Muster eines guten Lehrvortrages da; sie zeigen uns in der größten Einfachheit und nothwendigen Abstufung ihrer Probleme, wie Eingang und Zutritt zu allen Wissenschaften beschaffen seyn sollten."

„Wie ungeheure Summen haben nicht die Fabrikherren blos durch falsche Ansichten in der Chemie verloren! Selbst die technischen Künste sind beiweitem nicht, wie sie sollten, vorgerückt. Diese Bücher- und

Stubengelehrsamkeit, dies Klugwerden und Klugmachen aus nachgeschriebenen Heften ist auch die alleinige Ursache, daß die Zahl der wahrhaft nützlichen Entdeckungen durch alle Jahrhunderte so gering ist. Wahrlich, wenn heute, wo wir den 29. Februar 1809 schreiben, der altehrwürdige englische Mönch Baco — mit dem Kanzler Verulam keinesweges zu verwechseln —, nachdem so manche Jahrhunderte hinter seinen wissenschaftlichen Bestrebungen abgelaufen sind, von den Todten zurück zu mir in mein Studirzimmer käme und mich höflich ersuchte, ihn mit den Entdeckungen, die seitdem in Künsten und Wissenschaften erfolgt, bekannt zu machen — ich würde mit einiger Beschämung vor ihm dastehen und im Grunde nicht so recht wissen, was ich dem guten Alten antworten sollte.. Fiele es mir etwa ein, ihm ein Sonnenmikroskop vorzulegen, so würde er mir bald mit einer Stelle in seinen Schriften dienen, wo er dieser Erfindung nicht blos ahnend vorgriff, sondern derselben auch durch wahrhaft praktische Winke den Weg bahnte. Führte uns unser Gespräch auf die Entdeckung der Uhren, so würde er vielleicht, wenn ich ihm eine vorzeigte, gelassen fortfahren: Es ist das Rechte! Es

kommt mir indeß nicht unerwartet. Ich habe es ebenfalls vorausgesehen. Von der Möglichkeit solcher Maschinen könnt ihr Seite 504 in meinen Schriften das Nöthige nachlesen, wo ich sie ebenfalls, wie das Sonnenmikroskop und die Camera obscura, ausführlicher behandelt habe. Zuletzt, nach völliger Durchmusterung aller neuer Erfindungen, müßte ich vielleicht erwarten, daß sich der tiefsinnige Klosterbruder mit folgenden Worten von mir verabschiedete: Besonderes ist es eben nicht, was ihr da im Laufe so vieler Jahrhunderte geleistet habt. Rührt Euch besser! Ich will mich nun wieder schlafen legen und nach vier Jahrhunderten wiederkommen und zusehen, ob auch ihr schlaft, oder ob ihr in diesem oder jenem Stücke weiter fortgeschritten seid! — Bei uns Deutschen," setzte Goethe hinzu, „geht Alles fein langsam von Statten. Als ich vor nunmehr zwanzig Jahren die erste Idee von der Metamorphose der Pflanzen aufstellte, wußte man bei Beurtheilung dieser Schrift nichts weiter als die einfache Behandlung im Vortrag eines wissenschaftlichen Gegenstandes herauszuheben, die jungen Leuten allenfalls zum Muster dienen könne. Von der Gültigkeit eines Grundgesetzes, auf dessen

Entwickelung doch hier eben Alles ankam, und das, im Fall es sich bewährte, durch die ganze Natur die mannichfaltigste Anwendung erlaubte, vernahm ich kein Wort. Das macht, es stand nichts davon im Linnée, den sie ausschreiben und sodann ihren Schülern vortragen. Man sieht aus Allem, der Mensch ist zum Glauben und nicht zum Schauen gemacht. Wie lange wird es dauern, so werden sie auch an mich glauben und mir dies und jenes nachsprechen! Ich wollte aber lieber, sie behaupteten ihr Recht und öffneten die Augen selbst, damit sie sähen, was vor ihnen liegt; so aber schelten sie nur auf Alles, was bessere Augen hat als sie, und nehmen es sogar übel, wenn man sie in ihren Cathederansichten der Blödsichtigkeit beschuldigt. Vor der Farbenlehre, die mit der Metamorphose der Pflanzen auf einem und demselben Principe beruht, gilt dieses eben auch. Sie werden sich aber die Resultate derselben auch schon aneignen; man muß ihnen nur Zeit lassen, und besonders es nicht übel nehmen, wenn sie Einen, wie es mir jetzt in der Metamorphose de Pflanzen häufig genug begegnet, ohne zu nennen, ausschreiben und fremdes Eigenthum für das ihre aus-

geben. Was den Mönch Baco betrifft, so darf uns diese außerordentliche Erscheinung nicht Wunder nehmen. Wir wissen ja, daß sich in England sehr früh große Keime von Civilisation zeigten. Die Eroberung dieser Insel durch die Römer möchte wol dazu den ersten Grund gelegt haben. Dergleichen verwischt sich doch nicht so leicht, wie man wol glaubt. Späterhin machte auch das Christenthum ebenfalls daselbst, und das schon frühe, die bedeutendsten Fortschritte. Der heilige Bonifacius ist nicht nur mit einem Evangelienbuche, sondern auch mit dem Winkelmaß in der Hand, und von allen Baukünsten begleitet, von dort her zu uns herüber nach Thüringen gekommen. Baco lebte zu einer Zeit, wo der Bürgerstand durch die Magna charta bereits große Vorrechte in England erlangt hatte. Die erlangte Freiheit der Meere, die Jury oder die Geschwornengerichte vollendeten diesen heitern Anfang. Es war fast unmöglich, daß bei so günstigen Umständen die Wissenschaften zurückbleiben und nicht auch einen freien Aufschwung nehmen sollten. Im Baco nahmen sie denselben wirklich. Dieser sinnige Mönch, ebensoweit vom Aberglauben, als vom Unglauben entfernt, hat Alles in der Idee, nur nicht in

der Wirklichkeit gehabt. Die ganze Magie der Natur ist ihm, im schönsten Sinne des Worts, aufgegangen. Er sah Alles, was kommen mußte, die Sonnenmikroskope, die Uhren, die Camera obscura, die Projectionen des Schattens; kurz, aus der Erscheinung des einzigen Mannes konnte man abnehmen, was für Fortschritte das Volk, zu dem er gehörte, im Gebiete der Erfindungen, Künste und Wissenschaften zu machen berufen war. Strebt aber nur immer weiter fort," fügte Goethe begeistert hinzu, „junges deutsches Volk, und werdet nicht müde, es auf dem Wege, wo wir es angefangen haben, glücklich fortzusetzen! Ergebt euch dabei keiner Manier, keinem einseitigen Wesen irgend einer Art, unter welchen Namen es auch unter euch auftrete! Wißt, verfälscht ist Alles, was uns von der Natur trennt; der Weg der Natur aber ist derselbe, auf dem ihr Baco, Homer und Shakspeare nothwendig begegnen müßt. Es ist überall noch viel zu thun! Seht nur mit eignen Augen und hört mit eignen Ohren! Übrigens laßt es euch nicht kümmern, wenn sie euch anfeinden! Auch uns

ist es, weil wir lebten, nicht besser gegangen. In der Mitte von Thüringen, auf dem festen Lande haben wir unser Schiff gezimmert; nun sind die Fluten gekommen und haben es von dannen getragen. Noch jetzt wird Mancher, der die flache Gegend kennt, worin wir uns bewegten, nicht glauben, daß die Fluten wirklich den Berg hinan gestiegen sind; und doch sind sie da. Verschmäht auch nie, in euer Streben die Einwirkung von gleichgestimmten Freunden aufzunehmen, sowie ich euch auf der andern Seite angelegentlich rathe, ebenfalls nach meinem Beispiele, keine Stunde mit Menschen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört oder die nicht zu euch gehören; denn solches fördert wenig, kann uns aber im Leben gar manches Ärgerniß zufügen, und am Ende ist denn doch Alles vergeblich gewesen. Im ersten Bande von „Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" sind viele Ideen, die mir gehören, besonders im Anfange. Diese Gegenstände wurden von uns damals gemeinschaftlich durchsprochen. Dazu kam, daß ich mich zu sinnlichen Betrachtungen der Natur geneigter fühlte, als Herder, der immer schnell am Ziele seyn wollte und die Idee ergriff, wo ich kaum noch einigermaßen mit

der Anschauung zu Stande war, wiewol wir gerade durch diese wechselseitige Aufregung uns gegenseitig förderten."

Ein ander Mal, es war im Sommer 1809, wo ich Goethe Nachmittags besuchte, fand ich ihn bei milder Witterung wieder in seinem Garten sitzend. Katz, der Landschaftsmaler, den Goethe ausnehmend schätzte, war soeben da gewesen. Er saß vor einem kleinen Gartentische; vor ihm auf demselben stand ein langgehalstes Zuckerglas, worin sich eine kleine, lebendige Schlange munter bewegte, die er mit einem Federkiele fütterte und täglich Betrachtungen über sie anstellte. Er behauptete, daß sie ihn bereits kenne und mit dem Kopfe näher zum Rande des Glases komme, sobald sie seiner ansichtig werde. „Die herrlich verständigen Augen!" fuhr er fort. „Mit diesem Kopfe ist freilich Manches unterwegs, aber, weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen. Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinandergeschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewol dieser Kopf und diese Augen beides wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt Manches schuldig bleibt, was

sie für den Augenblick fallen läßt, aber späterhin doch wieder unter günstigern Umständen aufnimmt. Das Skelet von manchem Seethiere zeigt uns deutlich, daß sie schon damals, als sie dasselbe verfaßte, mit dem Gedanken einer höhern Gattung von Landthieren umging. Gar oft muß sie in einem hinderlichen Elemente sich mit einem Fischschwanze abfinden, wo sie gern ein paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte; ja, wo man sogar die Ansätze dazu bereits im Skelet bemerkt hat."

Neben dem Glase mit der Schlange lagen einige Cocons von eingesponnenen Raupen, deren Durchbruch Goethe nächstens erwartete. Es zeigte sich in ihnen eine der Hand fühlbare, besondere Regsamkeit. Goethe nahm sie vom Tische, betrachtete sie noch einmal scharf und aufmerksam und sagte sodann zu seinem Knaben: „Trage sie herein; heute kommen sie schwerlich! Die Tageszeit ist zu weit vorgerückt!" Es war Nachmittag um 4 Uhr. In diesen Augenblicken kam auch Frau v. Goethe in den Garten hereingetreten. Goethe nahm dem Knaben die Cocons aus der Hand und legte sie wieder auf den Tisch. „Wie herrlich der Feigenbaum in Blüten und Laub

steht!“ rief Frau v. Goethe uns schon von Weitem zu, indem sie durch den Mittelgang des Gartens auf uns zukam. Nachdem sie mich darauf begrüßt und meinen Gegengruß empfangen hatte, fragte sie mich gleich, ob ich auch wol den schönen Feigenbaum schon in der Nähe gesehen und bewundert hätte. „Wir wollen ja nicht vergessen,“ so richtete sie in dem nämlichen Augenblicke an Goethe selber das Wort, „ihn diesen Winter einlegen zu lassen!“ Goethe lächelte und sagte zu mir: „Lassen Sie sich ja, und das auf der Stelle, den Feigenbaum zeigen, sonst haben wir den ganzen Abend keine Ruhe! Er ist aber auch wirklich sehenswerth, und verdient, daß man ihn prächtig hält und mit aller Vorsicht behandelt.“ „Wie heißt doch die ausländische Pflanze,“ fing Frau v. Goethe wieder an, „die uns neulich ein Mann von Jena herüberbrachte?“ „Etwa die große Nieswurz?“ „Recht! Sie kommt ebenfalls trefflich fort.“ „Das freut mich! Am Ende können wir noch ein zweites Anticyra hiesiges Ortes anlegen!“ „Da seh' ich, liegen auch die Cocons. Haben Sie noch immer nichts bemerkt?“ „Ich hatte sie für Dich zurückgelegt. Ich bitt' euch,“ indem er sie aufs Neue

in die Hand nahm und an sein Ohr hielt, „wie das klopft, wie das hüpft und ins Leben hinauswill! Wundervoll möcht' ich sie nennen, diese Übergänge der Natur, wenn nicht das Wunderbare in der Natur eben das Allgewöhnliche wäre. Übrigens wollen wir auch unserm Freunde hier dies Schauspiel nicht vorenthalten. Morgen oder übermorgen kann es seyn, daß der Vogel da ist, und zwar ein so schöner und anmuthiger, wie Ihr wol selten gesehen habt. Ich kenne die Raupe und bescheide Euch morgen Nachmittag um dieselbe Stunde in den Garten hieher, wenn Ihr etwas sehen wollt, was noch merkwürdiger ist als das Allermerkwürdigste, was Kotzebue in seinem merkwürdigsten Lebensjahre auf seiner weiten Reise bis Tobolsk irgend gesehen hat. Indeß laßt uns die Schachtel hier, worin sich unsere noch unbekannte, schöne Sylphide befindet und sich aufs prächtigste zu Morgen anlegt, in irgend ein sonniges Fenster des Gartenhauses stellen! So! Hier stehst du, gutes, artiges Kind! Niemand wird dich in diesem Winkel daran hindern, deine Toilette fertig zu machen!" „Aber wie möchte ich nur," hub Frau v. Goethe wieder aufs Neue an, indem sie einen Sei-

tenblick auf die Schlange richtete, „ein so garstiges Ding um mich leiden wie dieses, oder es gar mit eignen Händen groß füttern? Es ist ein so unangenehmes Thier. Mir graut jedes Mal, wenn ich es nur ansehe." „Schweig Du!" gab ihr Goethe zur Antwort, wiewol er, von Natur ruhig, diese muntere Lebendigkeit nicht ungern in seiner Umgebung hatte; „ja," indem er das Gespräch zur mir herübertrug, „wenn die Schlange ihr nur den Gefallen erzeugte, sich einzuspinnen und ein schöner Sommervogel zu werden, da würde von dem greulichen Wesen gleich nicht weiter die Rede seyn. Aber, liebes Kind, wir können nicht alle Sommervögel und nicht alle mit Blüten und Früchten geschmückte Feigenbäume seyn. Arme Schlange! Sie vernachlässigen dich! Sie sollten sich deiner besser annehmen! Wie sie mich ansieht! Wie sie den Kopf emporstreckt! Ist es nicht, als ob sie merkte, daß ich Gutes von ihr mit Euch spreche! Armes Ding! Wie das drinnen steckt und nicht herauskann, so gern es auch wollte! Ich meine zwiefach, einmal im Zuckerglas und sodann in dem Hauptfutteral, das ihr die Natur gab." Als er dies gesagt, fing er an, seinen Reisstift und das Zeichen-

papier, worauf er bisher einzelne Striche zu einer phantastischen Landschaft zusammengezogen hatte, ohne sich dadurch beim Sprechen im geringsten irre machen zu lassen, ebenfalls bei Seite zu legen. Der Bediente brachte Wasser, und indem er die Hände wusch, sagte er: „Um noch ein Mal auf Maler Katz zurückzukommen, dem Sie bei Ihrem Eintritte begegnet haben müssen, so ist er mir eine recht angenehme, ja liebliche Erscheinung. Er macht es hier in Weimar gerade so, wie er es in der Villa Borghese machte. So oft ich ihn nun sehe, ist es mir, als ob er ein Stück von dem seligen far niente des römischen Kunsthimmels in meine Gesellschaft mitbrächte! Ich will mir doch noch, weil er da ist, ein kleines Stammbuch aus meinen Zeichnungen anordnen. Wir sprechen überhaupt viel zu viel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen. Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortsprechen. Jener Feigenbaum, diese kleine Schlange, der Cocon, der dort vor dem Fenster liegt und seine Zukunft ruhig erwartet, alles das sind inhaltschwere Signaturen; ja, wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern ver-

möchte, der würde alles Geschriebenen und alles Gesprochenen bald zu entbehren im Stande seyn! Je mehr ich darüber nachdenke, es ist etwas so Unnützes, so Müßiges, ich möchte fast sagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernste der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich ihr vor einer einsamem Felsenwand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt!"

„Ich habe hier eine Menge Blumen- und Pflanzengewächse," indem er auf seine phantastische Zeichnung wies, „wunderlich genug auf dem Papiere zusammengebracht. Diese Gespenster könnten noch toller, noch phantastischer seyn, so ist es doch die Frage, ob sie nicht auch irgendwo so vorhanden sind."

„Die Seele musicirt, indem sie zeichnet, ein Stück von ihrem innersten Wesen heraus, und eigentlich sind es die höchsten Geheimnisse der Schöpfung, die, was ihre Grundanlagen betrifft, gänzlich auf Zeichnen und Plastik beruht, welche sie dadurch ausplaudert. Die Combinationen in diesem Felde sind so unendlich, daß selbst der Humor darin eine Stelle gefunden hat. Ich will nur die Schmarotzerpflanzen nehmen; wie viel Phantastisches, Possenhaftes, Vogelmäßiges ist

nicht allein in den flüchtigen Schriftzügen derselben enthalten! Wie Schmetterlinge setzt sich ihr fliegender Same an diesen oder jenen Baum an und zehrt an ihm, bis das Gewächs groß wird. So in die Rinde eingesäet, eingewachsen finden wir den sogenannten viscus, woraus Vogelleim bereitet wird, zunächst als Gesträuch am Birnbaum. Hier, nicht zufrieden damit, daß er sich als Gast um denselben herumschlingt, muß ihm der Birnbaum sogar sein Holz machen."

„Das Moos auf den Bäumen, das auch nur parasitisch dasitzt, gehört ebendahin. Ich besitze sehr schöne Präparate über diese Geschlechter, die nichts für sich in der Natur unternehmen, sondern sich in allen Stücken nur auf bereits Vorhandenes einlassen. Ich will sie Ihnen bei Gelegenheit vorzeigen. Sie mögen mich daran erinnern. Das Würzhafte gewisser Stauden, die auch zu den Parasiten gehören, läßt sich aus der Steigerung der Säfte recht gut erklären, da dieselben nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur mit einem roh irdischen, sondern mit einem bereits gebildeten Stoffe ihren ersten Anfang machen."

„Kein Apfel wächst mitten am Stamme, wo Alles rauh und holzig ist. Es gehört schon eine lange Reihe von Jahren und die sorgsamste Vorbereitung dazu, so ein Apfelgewächs in einen tragbaren, weinichten Baum zu verwandeln, der allererst Blüten und sodann auch Früchte hervortreibt. Jeder Apfel ist eine kugelförmige, compacte Masse und fordert als solche beides, eine große Concentration, und auch zugleich eine außerordentliche Veredelung und Verfeinerung der Säfte, die ihm von allen Seiten zufließen. Man denke sich die Natur, wie sie gleichsam vor einem Spieltische steht und unaufhörlich au double! ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortspielt. Stein, Thier, Pflanze, Alles wird nach einigen solchen Glückswürfen beständig von Neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziele ist?"

Während dieser angenehmen Unterhaltung war der Abend herbeigekommen, und weil es im Garten zu kühl wurde, gingen wir herauf in die Wohnzimmer. Späterhin standen wir an einem Fenster. Der Him-

mel war mit Sternen besät. Die durch die freiere Gartenumgebung angeklungenen Saiten in Goethe's Seele zitterten noch immer fort und konnten auch zu Abend nicht aus ihren Schwingungen kommen. „Es ist Alles so ungeheuer," sagte er zu mir, „daß an kein Aufhören von irgend einer Seite zu denken ist. Oder meinen Sie nur, daß selbst die Sonne, die doch Alles erschafft, schon mit der Schöpfung ihres eignen Planetensystems völlig zu Rande wäre, und daß sonach die Erden und Monde bildende Kraft in ihr entweder ausgegangen sei, oder doch unthätig und völlig nutzlos daliege? Ich glaube dies keineswegs. Mir ist es sogar höchst wahrscheinlich, daß hinter Mercur, der an sich schon klein genug ausgefallen ist, einst noch ein kleinerer Stern als dieser zum Vorschein kommen wird. Man sieht freilich schon aus der Stellung der Planeten, daß die Projectionskraft der Sonne merklich abnimmt, weil die größten Massen im Systeme auch die größte Entfernung einnehmen. Eben auf diesem Wege aber kann es, fortgeschlossen, dahin kommen, daß wegen Schwächung der Projectionskraft irgend ein versuchter Planetenwurf irgend ein Mal verunglücke. Kann die Sonne

sodann den jungen Planeten nicht wie die vorigen gehörig von sich absondern und ausstoßen, so wird sich vielleicht, wie beim Saturn, ein Ring um sie legen, der uns armen Erdenbewohnern, weil er aus irdischen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, ein böses Spiel machen dürfte. Und nicht nur für uns, sondern auch für alle übrigen Planeten unseres Systems würde die Schattennähe eines solchen Ringes wenig Erfreuliches bewirken. Die milden Einflüsse von Licht und Wärme müßten natürlich dadurch verringert werden, und alle Organisationen, deren Entwickelung ihr Werk ist, die einen mehr, die andern weniger sich dadurch gehemmt fühlen."

„Nach dieser Betrachtung könnten die Sonnenflecke allerdings einige Unruhe für die Zukunft erwecken. So viel ist gewiß, daß wenigstens in dem ganzen uns bekannt gewordenen Bildungshergang und Gesetz unsers Planeten nichts enthalten ist, was der Formation eines Sonnenringes entgegenstände, wiewol sich freilich für eine solche Entwickelung keine Zeit angeben läßt."

Als ich Nachmittags um 3 Uhr zu Goethe kam, fand ich ihn ernst und nachdenklich. Er beschäftigte sich eben mit Sortirung seiner Münzsammlung.

Ein treuer Beobachter der Natur, wie Goethe überall ist, macht es ihm keine geringe Freude, wenn er unter seinen Münzen auf ein Gesicht stößt, dessen Züge dem Inhalte einzelner Handlungen, wie sie uns die Geschichte von diesen oder jenen Personen meldet, gleichsam zur Auslegung dienen.

Bei seiner Naturaliensammlung ging er ebenso zu Werke. Wie er die Natur gleichsam auf der That ertappen möchte, auf diesen Punkt waren von jeher alle seine Betrachtungen, alle seine Beschauungen derselben gerichtet. Der kleinste Gegenstand konnte ihm von dieser Seite merkwürdig werden. Vollends organische Ueberbleibsel aus einer zum Theil untergegangenen Vorwelt!

Wer sich bei ihm für immer empfehlen wollte, brauchte ihm nur eins dergleichen von seinen Reisen mitzubringen. Die Pratze eines Seebären oder Bibers, der Zahn eines Löwen, das seltsam geringelte Horn einer Gemse, eines Steinbocks, oder irgend einer andern, von dem jetzigen Zustande zum Theil oder ganz abweichenden Bildung konnte ihn Tage, ja Wochen lang durch wiederholte Betrachtung glückselig machen. Es war nicht anders in dem Augenblicke,

wo er eines solchen Schatzes theilhaftig wurde, als ob er einen Brief von einem Freunde aus einem ganz entfernten Welttheile erhalten hätte; er eilte sodann in der Freude seines Herzens, mit der größten Liebenswürdigkeit den Inhalt desselben, auf den er sich trefflich verstand, auch Andern mitzutheilen. Zugleich stellte er den Grundsatz auf: daß die Natur gelegentlich, und gleichsam wider Willen, Manches von ihren Geheimnissen ausplaudere. Gesagt sei Alles irgend einmal, nur nicht auf der nämlichen Stelle, wo wir es vermutheten; wir müssen es eben hier und da aus allen Winkeln, wo sie es habe fallen lassen, zusammensuchen. Daher das Räthselhafte, Sibyllinische, Unzusammenhängende in unserer Naturbetrachtung. Sie sei ein Buch von dem ungeheuersten, seltsamsten Inhalte, wovon man aber annehmen könne, daß gar viele Blätter desselben auf dem Jupiter, auf dem Uranus und andern Planeten zerstreut umherlägen. Zu einem Ganzen zu gelangen sei schwer, wo nicht völlig unmöglich. An dieser Aufgabe müßten eben darum alle Systeme scheitern.

IV.

Goethe's wissenschaftliche Ansichten.

Dieselbe folgerichtige, nur um ihrer Reichhaltigkeit und Ausdehnung im unendlichen All willen unserer Kurz- oder Stumpfsichtigkeit entzogene Gliederung, welcher er in den Erzeugnissen der Natur liebend und ahnend nachspürte, spähte er auch in den labyrinthischen Tiefen und Bildungen der Geisterwelt aus, und ich wähle darum als Übergang zwei Ansichten Goethe's von der Fortdauer der Seele und vom Staate, um auch seine eigene naturgemäße Entwickelung anschaulicher zu machen.

An Wieland's Begräbnißtage, wovon tiefer unten noch Einiges beigebracht werden muß, bemerkte ich eine so feierliche Stimmung in Goethe's Wesen, wie man sie selten an ihm zu sehen gewohnt ist. Es

war etwas so Weiches, ich möchte fast sagen, Wehmüthiges in ihm, seine Augen glänzten häufig, selbst sein Ausdruck, seine Stimme waren anders als sonst. Dies mochte auch wol der Grund seyn, daß unsere Unterhaltung diesmal eine Richtung ins Übersinnliche nahm, was Goethe in der Regel, wo nicht verschmäht, doch *lieber* von sich ablehnt; völlig aus Grundsatz, wie mich dünkt, indem er, seinen angebornen Neigungen gemäß, sich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erscheinungen beschränkt, welche Kunst und Natur in den uns zugänglichen Kreisen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unser abgeschiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unsers Gespräches. Ohne im Gange desselben besonders auszuweichen, fragte ich bei irgend einem Anlasse, wo Goethe die Fortdauer nach dem Tode, wie etwas, das sich von selbst verstehe, voraussetzte: „Und was glauben Sie wol, daß Wieland's Seele in diesen Augenblicken vornehmen möchte?" — „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches," war die Antwort. „Aber, um nicht misverstanden zu werden, da ich selber von diesen Din=

gen spreche, müßte ich wol etwas weiter ausholen. Es ist Etwas um ein achtzig Jahre hindurch so würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es ist Etwas um die Erlangung so geistig zarter Gesinnungen, wie sie in Wieland's Seele so angenehm vorherrschten; es ist Etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle miteinander übertraf!" — „Möchten Sie ihm wol einen Platz bei seinem Cicero anweisen, mit dem er sich noch bis an den Tod so fröhlich beschäftigte?" — „Stört mich nicht, wenn ich dem Gange meiner Ideen eine vollständige und ruhige Entwickelung geben soll! Von Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede seyn; so verschwenderisch behandelt sie ihre Capitalien nie. Wieland's Seele ist von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat. Noch einmal, bedenkt mir sorgsam diesen Umstand! Raffael war kaum in den Dreißigen, Kepler kaum einige Vierzig, als Beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indeß Wieland —" „Wie?" fiel ich hier

Goethe mit einigem Erstaunen ins Wort, „sprechen Sie doch vom Sterben, als ob es ein Act von Selbständigkeit wäre?“ — „Das erlaube ich mir öfters,“ gab er mir zur Antwort, „und wenn es Ihnen anders gefällt, so will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in diesem Augenblicke erlaubt ist, meine Gedanken sagen.“

Ich bat ihn dringend, mir dieselben nicht vorzuenthalten. „Sie wissen längst,“ hub er an, „daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all' ihrem übrigen Werthe für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich, der Natur gegenüber, wissen, nicht aber blos vermuthen und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegentheil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber, oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den

wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Classen und Rangordnungen der letzten Urbestandtheile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen leibnitzischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. — Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Daseyn eignen. Andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher Alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Thier, oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach Außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Welt-

monaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisen=seelen gibt, und daß Beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig Eins, doch im Urwesen verwandt sind."

„Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höhern Auftrag, vermöge dessen seine Entwickelungen ebenso regelmäßig und nach demselben Gesetze, wie die Entwickelungen eines Rosenstockes durch Blatt, Stiel und Krone, zu Stande kommen müssen. Mögen Sie dies eine Idee oder eine Mo=nade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, daß diese Intention unsichtbar und früher, als die sichtbare Entwickelung aus ihr in der Natur, vorhanden ist. Die Larven der Mittelzustände, welche diese Idee in den Übergängen vornimmt, dür=fen uns dabei nicht irre machen. Es ist immer nur dieselbe Metamorphose oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Rose, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Übrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil sie eben gehor=chen müssen, nicht aber, daß es ihnen besonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieses auch im Gan=zen sehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. diese

Hand. Sie enthält Theile, welche der Hauptmonas, die sie gleich bei ihrer Entstehung unauflöslich an sich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Dienste stehen. Ich kann dieses oder jenes Musikstück vermittelst derselben abspielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Tasten eines Claviers umherfliegen lassen. So verschaffen sie mir allerdings einen geistig schönen Genuß; sie selbst aber sind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf also voraussetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Clavierspiele gelegen ist. Das Monadenspiel, wodurch ich mir ein Ergetzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zu gute, außer, daß ich sie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit besser stände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten sie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden ist, anstatt auf den Tasten meines Claviers müßig herumzufliegen, lieber als emsige Bienen auf den Wiesen umherschwärmen, auf einem Baume sitzen oder sich an dessen Blütenzweigen ergetzen. Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen

Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbständigen Act dieser, nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas."

„Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wiederfortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt Alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels, oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt seyn kann. Er vergleicht nämlich den Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer

eingetheilten Raume, in dessen Mitte ein großer befindlich ist. Nun wollen wir annehmen, daß aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Creaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen in den großen Saal begeben; eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was wird davon die unmittelbare Folge seyn? Das Vergnügen, beisammenzuseyn, wird bald genug aufhören; aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein ebenso heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katze zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besondern Gattungen wird auch, wo möglich, ein besonders Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unsern Monaden nach ihrem irdischen Ableben. Jede Monade geht, wo sie hingehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimniß ihrer zukünftigen Bestimmung."

„An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen

Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinestheils nicht ganz zu beseitigen."

Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und rief ihm entgegen: „Stelle dich wie du willst, Larve, mich sollst du doch nicht unterkriegen!" Höchst befremdend für Den, der den Zusammenhang goethe'scher Ideen nicht kennt; für Den aber, der damit bekannt ist, ein humoristischer Einfall, der eben am rechten Orte war!

„Dies niedrige Weltgesindel," nahm er nach einer Pause und etwas beruhigter wieder das Wort, „pflegt sich über die Maßen breit zu machen; es ist ein wahres Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengerathen sind, und möchte wenig Ehre von dieser Gesellschaft, wenn sie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten seyn."

Ich fragte weiter: ob er wol glaube, daß die

Übergänge aus diesen Zuständen für die Monaden selbst mit Bewußtseyn verbunden wären? Worauf Goethe erwiederte: „Daß es einen allgemein historischen Überblick, sowie daß es höhere Naturen, als wir selbst, unter den Monaden geben könne, will ich nicht in Abrede seyn. Die Intention einer Weltmonade kann und wird Manches aus dem dunkeln Schooße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtniß ist; völlig wie das menschliche Genie die Gesetztafeln über die Entstehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockne Anstrengung, sondern durch einen ins Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfassung selbst zugegen war. Es würde vermessen seyn, solchen Aufblitzen im Gedächtniß höherer Geister ein Ziel zu setzen, oder den Grad, in welchem sich diese Erleuchtung halten müßte, zu bestimmen. So im Allgemeinen und historisch gefaßt, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares."

„Was uns selbst zunächst betrifft, so scheint es fast, als ob die von uns früher durchgangenen Zu-

stände dieses Planeten im Ganzen zu unbedeutend und zu mittelmäßig seien, als daß Vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wol ebenfalls künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten zusammenfassen."

Diese Äußerung Goethe's rief mir etwas Ähnliches, was Herder einst im größten Unmuth zu mir sagte, aufs Neue in die Seele zurück: „Wir stehen jetzt," sprach der Verewigte, „auf St.-Petri-Paulskirchhofe gegen einander, und ich hoffe, wir werden vielleicht auf dem Uranus uns ebenso einander gegenüberstehen; aber verhüte Gott, daß ich die Geschichte z. B. meines hiesigen Aufenthaltes in diesen unten an der Ilm gelegenen Straßen mit allen möglichen Details mit in jene Welt herübernehmen sollte! Ich meinerseits würde ein solches Geschenk als die größte Qual und Strafe betrachten."

„Wollen wir uns einmal auf Vermuthungen einlassen," setzte Goethe hierauf seine Betrachtungen weiter fort, „so sehe ich wirklich nicht ab, was die Monade,

welcher wir Wieland's Erscheinung auf unsern Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu Allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte Alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Wesen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu verfassen, das wäre wol für die Monas unsers Wieland's eine erfreuliche Aufgabe zu nennen; wie denn überhaupt, sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, sich für Monaden durchaus keine andere Bestimmung annehmen läßt, als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte Theil nehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut. Gerufen oder ungerufen, sie kommen von selbst auf allen Wegen,

von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag sie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wol noch tausendmal wiederzukommen." — „Um Verzeihung," fiel ich ihm hier ins Wort: „ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtseyn eine Wiederkunft nennen möchte! Denn wieder kommt nur Derjenige, welcher weiß, daß er zuvor dagewesen ist. Auch Ihnen sind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuständen aufgegangen, bei welchen Ihre Monas vielleicht selbstthätig zugegen war; aber Alles dieses steht doch nur auf einem Vielleicht; ich wollte doch lieber, daß wir über so wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen im Stande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genies verschaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Sollten wir unserm Ziele nicht näher gelangen, wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung voraussetzten, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Weltalls auf dieselbe Art und Weise bediente, wie sich unsere Seele der ihr zum Dienste unter-

gebenen geringern Monaden bedient?" — „Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts," gab Goethe hierauf zur Antwort; „nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließenden Werth zu legen. Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus und die tausendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erst inne, wann sie einschlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Wesen des Gehirns selbst wissen wir soviel als gar nichts. Was wollen wir denn also von Gott wissen? Man hat es Diderot sehr verdacht, daß er irgendwo gesagt: wenn Gott noch nicht i s t, so w i r d er vielleicht noch. Gar wohl lassen sich aber, nach meinen Ansichten von der Natur und ihren Gesetzen, Planeten denken, aus welchen die höhern Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt ist. Es gehört eine Constellation dazu, die nicht alle Tage zu haben ist, daß das Wasser weicht und daß die Erde trocken wird. So gut wie es Menschenplaneten gibt, kann es

auch Fischplaneten und Vogelplaneten geben. Ich habe in einer unserer früheren Unterhaltungen den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vor der Hand tausend Kenntnisse dazu ab. Das Erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntniß; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. *Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung*

unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Schon bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänomene gibt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen. Versuchen wir von beiden Seiten muthig vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen streng auseinander! Beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist! Wir werden sonst nur früh oder spät in unserm sogenannten Wissenswerk unsere eigne Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu dasind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden."

Es war spät geworden, als ich heute Goethe ver-

ließ. Er küßte mir die Stirn beim Abschiede, was sonst nie seine Gewohnheit ist. Ich wollte im Dunkeln die Treppe heruntergehen; aber er litt es nicht, sondern hielt mich fest beim Arme, bis er Jemand geklingelt, der mir leuchten mußte. Noch in der Thüre warnte er mich, daß ich auf meiner Hut seyn und mich vor der rauhen Nachtluft in Acht nehmen sollte. Weichmüthiger, als bei Wieland's Tode, habe ich Goethe nie zuvor gesehen und sah ihn auch nachher nie wieder so. Sein heutiges Gespräch enthält übrigens den Schlüssel zu manchen ebenso paradoxen, als liebenswürdigen Seiten seines so oft misverstandenen Charakters.

Durch Wieland's Verlust war mir dieser einzig Zurückgebliebene ebenfalls theurer als je geworden. Nach Hause gekommen, faßte ich die vorstehende Unterhaltung verarbeitet in einige Resultate zusammen, die nicht ohne den größten Einfluß auf den Gang meines Lebens geblieben sind, und die ich daher als einen Nachtrag zu vorstehendem Gespräche beifügen will.

So ist es denn wahr, und ein so außerordentlicher Geist, wie Goethe selbst, muß das demüthigende Ge-

ständniß ablegen, daß all unser Wissen auf dem Planeten, den wir bewohnen, bloßes Stückwerk ist! Alle unsere sinnlichen Wahrnehmungen in allen Reichen der Natur, mit dem tiefsten Scharfsinn und der größten Bedachtsamkeit angestellt, können uns so wenig zu einer vollkommenen Idee von Gott und dem Universum verhelfen, als es dem Fische im Abgrunde des Meeres, gesetzt auch, daß er Vernunft besäße, gelingen kann, seine Vorstellungen im Reiche der Schuppen und Floßfedern, dessen Bewohner er ist, von diesem Einflusse freizumachen, oder sich in seiner untern Region ein vollkommenes und richtiges Bild von der menschlichen Gestalt zusammenzusetzen? — Aber was nennen wir überhaupt Natur? Gehört denn blos das Korallenthier in der Südsee, oder die Vegetation eines Fliegenschwammes zur Natur? Ist jene erhabene Stelle in unserm Innern, höher als die sonnigsten Alpen, die wir ersteigen, um eine freie Aussicht in die Natur zu genießen, etwa außer der Natur gelegen? Ist nicht vielleicht der Mensch, um mich dieses schönen goethe'schen Ausdrucks nochmals zu bedienen, das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält? und muß eben daher der Ort, wo es ge-

halten wird, uns nicht vor allen andern heilig und ehrwürdig seyn?

Wollen wir das nicht Natur nennen, was alle jene niedern Naturen erst in den Kreis ihrer Betrachtung heraufzieht? Und wenn dem so ist, thut diese höhere, seraphische Natur im Menschen wohl daran, sich da, wo es Gottes Wille, Allmacht und Allgegenwart, kurz seine Unmittelbarkeit, sein eigenes innerstes Wesen betrifft, bei dem Korallenthiere in der Südsee Rath zu erholen? oder bei einem Fliegenschwamme Aufschluß über das Höchste zu begehren? Spricht Gott in unserm Innern — und wer von uns vermag diese Himmelsstimme abzuleugnen? — so fragt sich nun, welcher von beiden Fällen stattfinden darf. Soll Gott vom Menschen, oder soll der Mensch von Gott lernen? Hiob 38—40: „Und der Herr antwortete Hiob aus einem Wetter und sprach: Wer ist, der so fehlet in der Weisheit, und redet so mit Unverstand? Gürte wie ein Mann deine Lenden! Ich will dich fragen, lehre du mich!“ Wie beschränkt das ist, was der Mensch Gott lehren kann, haben wir aus dem Vorhergehenden zur Genüge ersehen; so laßt uns nun ein wenig erforschen, was Gott den Menschen lehrt!

Wenn jene Himmelsstimme höherer Natur in unserm Innern Recht hat, so muß allwaltende Liebe, nicht aber blinde Gewalt und regelloser Zufall das Gesetz des Weltalls seyn. Alle ihre Gebote sind Liebesbefehle. Sie ruft, sie lockt alle ihre verlorenen Kinder eben dadurch in ihren Schoos zurück.

Schonung und Erbarmen mit aller Creatur sind unsern Herzen gleichsam unvertilglich eingeprägt. Verletzen wir den warnenden Zuruf des Gewissens, so empört es sich und sendet Rachegeister herauf, die uns keinen Frieden lassen und sich Tag und Nacht an unsere Fersen heften. Wenn der Verbrecher vor jedem rauschenden Blatte erschrickt, so begleitet dagegen ein ungestörter Friede Gottes alle Diejenigen, die diesen himmlischen Befehlen gemäß leben. Es muß sonach eine Freude, ein Wohlgefallen höherer Naturen an Befolgung, ein Misfallen an Unterlassung ihrer himmlischen Vorschriften irgendwo vorhanden seyn. Wie anders muß die Betrachtung des Weltalls von diesem hohen und sittlichen Gesichtspunkte ausfallen, als sie sich dem noch so aufmerksamen Auge des treuesten Beobachters von unten auf im Reiche niederer Naturerscheinungen darstellt! Welchen mil=

den Einfluß muß das Ganze erfahren, wo das Einzelne, so durch Pflichten und Vorschriften gebunden, einem Höhern täglich, ja stündlich zur Verantwortung steht!

Die Aufgabe des Lebens, allein ins Wissen gesetzt, muß gleichsam nothwendig einen verzweifelnden, faustischen Unmuth herbeiführen. Dem Glauben als ihrem eigentlichen Elemente wiedergegeben, ist auch Jedem, vom Höchsten bis zum Geringsten, ein Kreis würdiger Thätigkeit angeordnet, wodurch er in dies herrliche Ganze frei und selbständig eingreift. Nicht minder tritt Alles, was bei zukünftiger Fortdauer unserer Seelen Erinnerung verdient, höchst beherzigungswerth aus dieser Ansicht hervor. Auf diesem Wege kommen wir nämlich bald dahin, daß nicht sowol von einer Schöpfung durch Kunst und Wissen, sondern vielmehr von einer Schöpfung durch sittliches Hervorbringen und Handeln, in strenger Befolgung desselben, was uns die Himmelsstimme in unserm Innern darüber zur unerläßlichen Pflicht macht, überall die Rede ist.

An den Freuden der Schöpfung oder an der pla-

stischen Naturthätigkeit jener schaffenden Monaden, in dem Sinne, wie es der stolzvermessene Faust wollte, hier schon Theil zu nehmen, ist uns freilich nicht vergönnt; dieser Kreis bleibt uns, wenn wir in Demuth beharren, verschlossen; aber ein neuer und höherer Kreis der Schöpfung, wo wir Stoff und Bildner zugleich sind, ist dafür unsern begeisterten Augen aufgethan, wir nennen ihn die Befreiung des Menschen aus einem verworrenen, thierischen Zustande, die Wiedergeburt höherer, ihrem wahren Ursprunge durch uns wiedergegebener himmlischer Triebe, die uns mit mächtigem Arme in einen Himmel, der für uns verloren schien, heraufheben. Welch ein unermeßliches Feld eröffnet sich hier in der Weltgeschichte! Aber auch zugleich welch ein unermeßlicher Kampf mit widerstrebenden Kräften ist uns auf dieser Laufbahn angesagt! In dem heißen Andrange menschlicher Leidenschaft den Pflichtbefehlen höherer Liebe mit einem Herzen voll Demuth überall ein bescheidentlich Gehör geben, unserm Glauben leben und sterben, und wo die betrügliche Welt unter unsern Füßen wankt, sich fest an den Himmel halten, und unsers Weges sodann, wie der Compaß in unserm Innern ihn anzeigt,

so gewiß zu seyn, wie der Vogel des seinigen nach Memphis und Kairo; gewiß und wahrhaftig, wenn es irgend etwas Erhabenes, Schönes, Großes, Rühmliches in der Welt gibt, so wird es wol auf diesem Wege errungen worden seyn. Welch eine neue Schöpfung, die nun plötzlich ausgebreitet vor unsern Augen daliegt! Marc Anton und das Korallenthier in der Südsee, Sokrates und ein giftiger Fliegenschwamm, wer mag sie miteinander vergleichen, oder diese zwei so verschiedenen Kreise ineinanderwirren und so dem Höheren selbst durch das Niedere ein unerfreuliches Schwanken bereiten?

Glaube, Liebe und Hoffnung, diese treuen Führer, diese untrüglichen Stimmen des Himmels in unserm Innern sollen für Alles, was Mensch heißt, zu Wegweisern erkoren seyn!

Laßt uns nimmer da klügeln, wo wir zu folgen und frommen Gehorsam, gleichsam durch einen unmittelbar an unser Inneres ergangenen göttlichen Befehl, zu leisten verbunden sind!

Wie ein Vöglein, das verschlagen
Weint im stillen Ocean,

Komm zur Heimath mich zu tragen,
Liebe! dir gehör' ich an.

Vor mir fliegt die weiße Taube,
Die vor keinem Sturm erbleicht;
Weil ich an die Heimath glaube,
Hab' ich sie auch schon erreicht.

Hab' ich deinen Wink verstanden,
Ist mein Hafen auch nicht weit;
Unten seh' ich Schiffe stranden,
Mich empfängt die Ewigkeit.

Angelangt auf dieser Grenze der Menschheit, werde ich auch den Zuruf jenes liebeseligen Geistes verstehen, der als ein Gottgesandter aller höhern Naturen in zwei armen Worten: „Vater unser," die göttliche Liebe für das ganze Universum niederlegte und mich lehrte, durch treue Ausübung derselben dem Vater im Himmel wohlgefällig zu seyn.

Nachsicht, Sanftmuth, stilles Dulden
Kehre täglich bei uns ein,
Daß dem Bruder seine Schulden
Wir von Herzen gern verzeihn.

Güte, Wohlthun, Herzensmilde,
Mitleid, das sich gern erbarmt,
Decke sanft mit deinem Schilde
Den, der auch den Feind umarmt!

Diese milde Gesinnung, nicht aber jener Riesentrotz des Prometheus ist das Rechte!

Ich dich ehren?
Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillt
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Gar vielfältig ist diese Stelle misverstanden worden. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß nicht selten eben Das, was als eine reizende Blume auf dem Felde der Dichtkunst emporsprießt, mit verkehrtem Sinne auf ein anderes und fremdes Gebiet übergetragen, ein schädliches Unkraut genannt zu werden verdient, besonders, wo es sich als Gesinnung im Felde des praktischen Wirkens in einem jugendlichen Gemüth ausspricht oder gar festsetzt.

Wie mich dünkt, sollte der Ausspruch eines noch so großen Dichters in diesem oder jenem Momente einem an sich verwerflichen, oder wenigstens leidenschaft-

lich bewegten Charakter untergelegt, im Felde der Untersuchung nie die Stelle der Wahrheit einnehmen. Den Raubmonaden der Hai- und Sägefische, die, durch einen dunkeln Instinct geführt, im Abgrunde des Meeres einander anfallen, ihren Raub abjagen und, je nachdem sie schwächer oder stärker sind, einander verzehren oder verzehrt werden, ihnen wollen wir es allenfalls zu gute halten, wenn sie nach erlangter etwaniger Einsicht in die Praktik ihres Gewerbes sich volles Ernstes in Sprüchen, wie die folgenden, vernehmen ließen:

> Denn Recht hat jeder eigene Charakter;
> Es gibt kein Unrecht, als den Widerspruch!

oder:

> Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn;
> Denn jeder Ausgang ist ein Gottesurtheil.

Der Mensch aber, der sich einer höhern Weltordnung in seinem Innern durch eine unmittelbare, göttliche Offenbarung bewußt ist, versetzt sich selbst in eine weit hinter ihm liegende, niedrige Classe, sobald er Grundsätze annimmt, die der Engel in ihm verleugnen muß.

Wollte ich am Schlusse dieser Betrachtung Alles,

was Goethe über Wissen und Glauben bei dieser Gelegenheit Treffliches gesagt, in aller Kürze zusammenfassen, so fände ich es nicht besser als mit seinen eigenen kernhaften Worten im Faust:

Wer darf ihn nennen? rc.

Überhaupt ist es wol nicht abzuleugnen, daß Goethe's Ansicht der Weltgeschichte von Dem, was in der Schule und in den Compendien darüber gelehrt wird, etwas verschieden ausfällt. So betrachtet er z. B. die Entstehung der Staaten als etwas, was sich durchaus, wie jedes andere Product der Natur, aus irgend einem selbständig vorhandenen Keime instinctmäßig und ohne alle Vorschrift entwickeln muß, wozu denn freilich Berge, Klima, Flüsse und andere Umstände das Ihrige beitragen. Die politischen Systeme taugen darum so wenig wie die philosophischen, sobald sie sich mit der Natur in Widerspruch setzen. So wenig wie der Mensch sein Naturell, ebenso wenig kann ein Staat seine Berge und seine Flüsse aufgeben und, einer bloßen Idee zu gefallen, seinem Wesen selbst vernichtende Bedingungen vorschreiben.

Solche Verkehrtheit rächt sich jedesmal. Überall sollte man es nicht vergessen, daß auf dem Wege der Natur nicht sowol der Kopf, sondern ein anderer wenig im Publicum geachteter Theil es ist, dem die regelmäßigsten Sechsecke der Biene Beides, Form und Daseyn, verdanken. Die besten Hauptstädte z. B. sind immer die, welche die Natur im Laufe der Zeit entweder durch die Noth des Augenblicks oder im Drange der Umstände hat entstehen lassen. Solch ein Mittelpunkt, wo sich die Völkerstämme um König und Königin, gerade ebenso wie die Bienen um ihren Weiser, versammelten, ist eben der rechte, sowie man auf der andern Seite es genau den Hauptstädten ansieht, die nicht von Natur und aus dem Volke selbst ihren Ursprung nahmen, sondern nach dem Plane irgend eines klugen und geschickten Baumeisters entworfen sind. Die ersten haben, trotz ihren engen Straßen, immer etwas freundlich Einladendes; während die andern, trotz aller Regelmäßigkeit, nach dem ersten Eindrucke etwas Erkältendes und Eintöniges zurücklassen.

Wie Goethe, nach Obigem, alles An- und Eingelernte nicht liebte, so behauptete er auch, alle Philosophie müsse geliebt und gelebt werden, wenn sie für das Leben Bedeutsamkeit gewinnen wolle. „Lebt man denn aber überhaupt noch in diesem Zeitalter?“ fügte er hinzu; „der Stoiker, der Platoniker, der Epikuräer, jeder muß auf seine Weise mit der Welt fertig werden; das ist ja eben die Aufgabe des Lebens, die Keinem, zu welcher Schule er sich auch zähle, erlassen wird. Die Philosophen können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten. Wie diese nun für uns passen, ob wir, unserer Natur oder unsern Anlagen nach, ihnen den erfoderlichen Gehalt zu geben im Stande sind, das ist unsere Sache. Wir müssen uns prüfen und Alles, was wir von Außen in uns hereinnehmen, wie Nahrungsmittel, auf das sorgsamste untersuchen; sonst gehen entweder wir an der Philosophie oder die Philosophie geht an uns zu Grunde. Die strenge Mäßigkeit, z. B. Kant's, foderte eine Philosophie, die diesen seinen angeborenen Neigungen gemäß war. Leset sein Leben, und ihr werdet bald finden, wie artig er seinem Stoicismus, der eigentlich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen

einen schneidenden Gegensatz bildete, die Schärfe nahm, ihn zurechtlegte und mit der Welt ins Gleichgewicht setzte. Jedes Individuum hat vermittelst seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben. Hier oder nirgend wird wol der Ursprung aller Philosophie zu suchen seyn. Zeno und die Stoiker waren längst in Rom vorhanden, eh' ihre Schriften dahin kamen. Dieselbe rauhe Denkart der Römer, die ihnen zu großen Helden- und Waffenthaten den Weg bahnte und sie allen Schmerz, jede Aufopferung verachten lehrte, mußte auch Grundsätzen, die gleich verwandte Foderungen an die Natur des Menschen aufstellten, bei ihnen ein geneigtes und williges Gehör verschaffen. Es gelingt jedem Systeme, sogar dem Cynismus, sobald nur der rechte Held darin auftritt, mit der Welt fertig zu werden. Nur das Angelernte der menschlichen Natur scheitert meist am Widerspruche; das ihr Angeborene weiß sich überall Eingang zu verschaffen und besiegt sogar nicht selten mit dem glücklichsten Erfolge seinen Gegensatz. Es ist sonach kein Wunder, daß die zarte Natur von Wieland sich der aristippischen Philosophie zuneigt, sowie auf der andern Seite seine so entschie-

dene Abneigung gegen Diogenes und allen Cynismus aus der nämlichen Ursache sich sehr befriedigend erklären läßt. Ein Sinn, mit dem die Zierlichkeit aller Formen, wie bei Wieland, geboren ist, kann unmöglich an einer beständigen Verletzung derselben als System Wohlgefallen finden. Erst müssen wir im Einklange mit uns selbst seyn, ehe wir Disharmonien, die von Außen auf uns zudringen, wo nicht zu heben, doch wenigstens einigermaßen auszugleichen im Stande sind."

„Ich behaupte, daß sogar Eklektiker in der Philosophie geboren werden; und wo der Eklekticismus aus der innern Natur des Menschen hervorgeht, ist er ebenfalls gut, und ich werde ihm nie einen Vorwurf machen. Wie oft gibt es Menschen, die, ihren angeborenen Neigungen nach, halb Stoiker und halb Epikuräer sind! Es wird mich daher auch keineswegs befremden, wenn diese die Grundsätze beider Systeme in sich aufnehmen, ja sie miteinander möglichst zu vereinigen suchen. Etwas Anderes ist diejenige Geistlosigkeit, die, aus Mangel an aller eigenen innern Bestimmung, wie Dohlen, Alles zu Neste trägt, was ihr von irgend einer Seite zufällig dargeboten wird,

und sich ebendadurch als ein ursprünglich Todtes außer aller Beziehung mit einem lebensvollen Ganzen setzt. Alle diese Philosophien taugen in der Welt nichts; denn weil sie aus keinen Resultaten hervorgehen, so führen sie auch zu keinem Resultate."

„Von der Popularphilosophie bin ich ebenso wenig ein Liebhaber. Es gibt ein Mysterium so gut in der Philosophie wie in der Religion. Damit soll man das Volk billig verschonen, am wenigsten aber dasselbe in Untersuchung solcher Stoffe gleichsam mit Gewalt hereinziehen. Epikur sagt irgendwo: das ist recht, eben weil sich das Volk daran ärgert. Noch läßt sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistesverirrungen schwerlich ab- und voraussehen, die seit der Reformation dadurch bei uns entstanden, daß man die Mysterien derselben dem Volke preisgab und sie ebendadurch der Spitzfündigkeit aller einseitigen Verstandesurtheile blosstellte. Das Maß des gemeinen Menschenverstandes ist wahrlich nicht so groß, daß man ihm eine solche ungeheure Aufgabe zumuthen könnte, es zum Schiedsrichter in solchen Dingen zu erwählen. Die Mysterien, besonders die Dogmen der christlichen Religion, eignen sich zu Gegenständen der

tiefsten Philosophie, und nur eine positive Einkleidung ist es, die sie von dieser unterscheidet. Deshalb wird auch häufig genug, je nachdem man seinen Standpunkt nimmt, die Theologie eine verirrte Metaphysik, oder Metaphysik eine verirrte platonische Theologie genannt. Beide aber stehen zu hoch, als daß der Verstand in seiner gewöhnlichen Sphäre ihr Kleinod zu erlangen sich schmeicheln dürfte. Die Aufklärung desselben beschränkt sich zuvörderst auf einen sehr engen praktischen Wirkungskreis."

„Das Volk aber begnügt sich meist damit, einigen recht lauten Vorsprechern Das, was es von ihnen gehört hat, ebenso laut wieder nachzusprechen. Dadurch werden dann freilich die seltsamsten Erscheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würde. Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zu gute kommen; das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Priestern, noch zu Politikern

erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß, suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus auseinanderzuhalten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend Jemanden wider Willen aufzunöthigen, oder sie wol gar durch unzeitigen Spott, oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der Erste seyn, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen, praktischen Bekenntniß eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete."

V.

Goethe's Humor.

Wiewol Goethe, wo er sich von Personen umgeben sah, die mit seinem Wesen in Widerspruch standen, sehr zurückhaltend und bemessen im Ausdruck war, begegnete es ihm doch zuweilen, daß er, durch irgend eine tolle Verkehrtheit gereizt, einen kleinen Anfall von jenem leidenschaftlich wilden Humor bekam, wie er sich im „Werther," in den „Briefen aus der Schweiz," im „Jahrmarkt zu Plunderswellern," besonders im Zigeunerhauptmann, so köstlich an den Tag legt. Er war sodann völlig der Bär in Lili's Park:

Kehr' ich mich um
Und brumm —
Und gehe wieder eine Strecke
Und kehr' doch endlich wieder um.

Die Kunst, das Leben, die Höfe, der Parnaß, die Dichter, die Politik, die Recensenten, die Philosophie, die Catheder, kurz Alles, was irgend mit dem höhern Leben in Bezug stand, oder wenigstens einen solchen Bezug in Worten und Werken geltend machte, wurde von ihm in dieser brummischen Tonleiter durchgespielt, und es war sodann eine rechte Freude für mich, den Allseitigen zu hören, wie er auch einmal recht einseitig und tüchtig beschränkt wurde, sodaß er die Welt ordentlich an Einem Zipfel faßte und sie hin- und herzauste und schüttelte, statt daß er sie sonst, um nichts zu verschütten, gleichsam an allen vier Zipfeln trug. Er war dann rein toll und liebenswürdig; aber es bedurfte auch nur der geringsten Prosa, wie sie leider nur zu oft in Gesellschaften reichlich wuchert, um diesen glänzenden Fluß wieder zu stauen.

So wurden einst auf dem Landsitze der verwitweten Herzogin Amalia zu Tiefurth die „Ritter" des Aristophanes durch Wieland, der sie für sein „Athenäum" übersetzt, vorgelesen. Es war im Spätherbst und Egidi vorbei. Nun traf es sich, daß den regierenden Herzog, der eben von der Jagd zurückkehrte, sein Weg durch Tiefurth führte. Er kam,

als die Vorlesung bereits angegangen war. Wegen der vorgerückten Jahreszeit waren die Zimmer geheizt. Der Herzog, der aus freier Luft kam und dem es in der Stube zu heiß wurde, öffnete die Flügel eines Fensters. Einige Damen, die leichtbekleideten Achseln in seidene Tücher gehüllt, die diesen Fenstern zunächst saßen, beklagten sich kaum über den Luftzug, als auch schon Goethe mit bedachtsamen Schritten, um die Vorlesung auf keine Weise zu stören, sich dem Orte näherte, woher der Zug kam, und die Fenster leise wieder zuschloß. Des Herzogs Gesicht, der indeß auf der andern Seite des Saales gewesen war, verfinsterte sich plötzlich, als er wieder zurückkehrte und sah, daß man so eigenmächtig seinen Befehlen zuwiderhandelte. „Wer hat die Fenster, die ich vorhin eröffnet, hier wieder zugemacht?" fragte er die Bedienten des Hauses, deren keiner jedoch auch nur einen Seitenblick auf Goethe zu thun wagte. Dieser aber trat sogleich mit jenem ehrerbietig schalkhaften Ernste, wie er ihm eigen ist, und dem oft die feinste Ironie zum Grunde liegt, vor seinen Herrn und Freund und sagte: „Ew. Durchl. haben das Recht über Leben und Tod der sämmtlichen Unterthanen. Ueber mich ergehe Ur-

theil und Spruch!" Der Herzog lächelte, und die Fenster wurden nicht wieder geöffnet.

Ein andermal verglich er die Professoren und ihre mit Citaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache vergessen machen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen hätten, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufhüben, sodaß man mit den Bestien gar nicht vom Flecke komme, sondern über Wegstunden tagelang zubringe.

„Da sitzt das Ungethüm mit langen Ärmeln da und bohrt mir Esel, daß ich noch so ein alter Narr bin und mich über die Welt ärgere — als ob ich nicht wüßte, wie es mit ihr bestellt, und daß Alles in und auf ihr mit D. versiegelt ist!" Mit diesen Worten empfing mich Goethe, als ich eines Nachmittags im August in seinen Garten trat und ihn in einer weißen Sommerweste unter den grünen Bäumen auf einem

schattigen Rasenplätzchen sitzen fand. Es war Freitag; Sonnabend sollte Theater seyn, und eben hatte ein Schauspieler, der spielen sollte, abgesagt, wodurch denn freilich das ganze morgende Stück zerrissen wurde. Die späte Meldung war's besonders, die Goethe verdroß, dem nun freilich die Sache mit derselben Hast über den Hals kam, wie sie sich der Schauspieler von dem seinen herunterschaffte. Wie bekannt, muß nämlich jede Direction dafür sorgen, erstlich, daß regelmäßig gespielt, und sodann, daß das Publicum wo möglich mit lauter vortrefflichen Sachen unterhalten wird.

„Solche Avanien," hub Goethe an, indem er noch immer etwas grimmig ein Glas rothen Wein einschenkte und mich zugleich nöthigte, neben ihm auf einem Gartensitze Platz zu nehmen, „muß ich mir nun von Leuten gefallen lassen, die, wenn sie zu dem einen Thore von Weimar hereinkommen, sich schon wieder nach dem andern umsehen, wo sie wieder herauswollen. Dafür bin ich nun funfzig Jahre ein beliebter Schriftsteller der Nation gewesen, die Ihr die deutsche zu nennen beliebt; habe zwanzig oder dreißig Jahre als Geheimerath zu Weimar Sitz

und Stimme gehabt, um mir am Ende solche Gesellen über den Kopf wachsen zu lassen. Zum Teufel auch! Daß ich noch in meinem Alter eine solche Tragikomödie spielen und darin die Hauptperson abgeben sollte, hätte ich mir zeitlebens nicht träumen lassen! Ihr werdet mir freilich sagen, daß es mit dem ganzen Theaterwesen im Grunde nichts als D—ck ist — denn Ihr habt tief genug hinter den Vorhang geblickt — und daß ich daher wohl thun würde, den ganzen Bettel sobald als möglich fahren zu lassen; aber ich werde Euch zur Antwort geben: die Schanze, die ein tüchtiger General vertheidigt, ist auch D—ck, aber er darf sie doch nicht schimpflich im Stiche lassen, wenn er nicht seine eigne Ehre in den D—ck treten will. Deshalb aber wollen wir ihm keine besondere Prädilection für den D—ck beilegen; und so hoff' ich denn, werdet Ihr mich auch in diesem Punkte freisprechen!"

„Die gerechtere Nachwelt," nahm ich das Wort — aber Goethe, ohne abzuwarten, was ich eigentlich von der Nachwelt sagen wollte, entgegnete mir mit ungemeiner Hastigkeit: „Ich will nichts davon hören, weder von dem Publicum, noch von der Nachwelt, noch

von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen. Ich verwünsche den „Tasso,“ blos deßhalb, weil man sagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünsche die „Iphigenie,“ mit einem Worte, ich verwünsche Alles, was diesem Publicum irgend an mir gefällt. Ich weiß, daß es dem Tag, und daß der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben. Ebendeßhalb soll mir auch dieser Kotzebue vom Leibe bleiben, weil ich fest entschlossen bin, auch nicht eine Stunde mit Menschen zu verlieren, von denen ich weiß, daß sie nicht zu mir, und daß ich nicht zu ihnen gehöre. Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutschen mich so ein funfzig oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Übels nachsagten; das sollte mich außer Maßen ergetzen. Es müßte ein prächtiges Product seyn, was solche Effecte bei einem von Natur völlig gleichgültigen Publicum wie das unsere, hervorbrächte. Es ist doch wenigstens Charakter im Haß, und wenn wir nur erst wieder anfingen und in irgend etwas,

sei es, was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeigten, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege, ein Volk zu werden. Im Grunde verstehen die Meisten unter uns weder zu hassen, noch zu lieben. Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zu Danke gemacht! Vollends, wenn mein Walpurgissack nach meinem Tode sich einmal eröffnen und alle bis dahin verschlossenen, stygischen Plagegeister, wie sie mich geplagt, so auch zur Plage für Andere wieder loslassen sollte; oder wenn sie in der Fortsetzung von „Faust" etwa zufällig an die Stelle kämen, wo der Teufel selbst Gnad' und Erbarmen vor Gott findet; das, denke ich doch, vergeben sie mir sobald nicht! Dreißig Jahre haben sie sich nun fast mit den Besenstielen des Blocksberges und den Katzengesprächen in der Hexenküche, die im „Faust" vorkommen, herumgeplagt, und es hat mit dem Interpretiren und dem Allegorisiren dieses dramatisch-humoristischen Unsinns nie so recht fortgewollt. Wahrlich, man sollte sich in seiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen solche Brocken, wie den Brocken, hinwerfen. Nahm doch selbst die geistreiche Frau

v. Stael es übel, daß ich in dem Engelgesang, Gott Vater gegenüber, den Teufel so gutmüthig gehalten hätte; sie wollte ihn durchaus grimmiger. Was soll es nun werden, wenn sie ihm auf einer noch höhern Staffel und vielleicht gar einmal im Himmel wieder begegnet?" „Um Verzeihung," nahm ich hier das Wort; „Sie sprachen vorhin von einem Walpurgissack? Es ist das erste Wort, was ich heute darüber aus Ihrem Munde höre. Darf ich wissen, was es mit demselben eigentlich für ein Bewenden hat?" — „Der Walpurgissack," gab mir hierauf Goethe mit dem angenommenen feierlichen Ernste eines Höllenrichters zur Antwort, „ist eine Art von infernalischem Schlauch, Behältniß, Sack, oder wie Ihr's sonst nennen wollt, ursprünglich zur Aufnahme einiger Gedichte bestimmt, die auf Hexenscenen im „Faust", wo nicht auf den Blocksberg selbst, einen nähern Bezug hatten. Nach diesem, wie es zu gehen pflegt, erweiterte sich diese Bestimmung ungefähr, sowie die Hölle auch von Anfang herein nur Einen Aufenthalt hatte, späterhin aber die Limbusse und das Fegefeuer als Unterabtheilungen in sich aufnahm. Jedes Papier, das in meinen Walpurgissack herunterfällt,

fällt in die Hölle; und aus der Hölle, wie Ihr wißt, gibt es keine Erlösung. Ja, wenn es mir einmal einfällt, wozu ich eben heute nicht übel gelaunt bin, und ich nehme mich selbst beim Schopf und werfe mich in den Walpurgissack: bei meinem Eid, was da unten steckt, das steckt unten, und kommt nicht wieder an den Tag, und wenn ich es selbst wäre! So streng, sollt Ihr wissen, halte ich über meinen Walpurgissack und die höllische Constitution, die ich ihm gegeben habe. Es brennt da unten ein unverlöschliches Fegefeuer, was, wenn es um sich greift, weder Freund noch Feind verschont. Ich wenigstens will Niemand rathen, ihm allzunahe zu kommen. Ich fürchte mich selbst davor!"

Eine Probe aus diesem Walpurgissacke und zugleich des Goethe'schen Humors sei die in dem gedruckten „Faust" unterdrückte Scene, welche hier mitgetheilt werden soll.

Es wird nämlich dem Faust, weil er die ganze Welt kennen lernen will, vom Mephistopheles unter Anderm auch der Antrag gemacht, beim Kaiser um eine Au-

dienz nachzusuchen. Es ist gerade Krönungszeit. Faust und Mephistopheles kommen glücklich nach Frankfurt. Nun sollen sie gemeldet werden. Faust will nicht daran, weil er nicht weiß, was er dem Kaiser sagen, oder wovon er sich mit ihm unterhalten soll. Mephistopheles aber heißt ihn gutes Muthes seyn; er wolle ihm schon zu gehöriger Zeit an die Hand gehn, ihn, wo die Unterhaltung stocke, unterstützen und, im Fall es gar nicht fort wolle, mit dem Gespräche zugleich auch seine Person übernehmen, sodaß der Kaiser gar nicht inne zu werden brauche, mit wem er eigentlich gesprochen oder nicht gesprochen habe. So läßt sich denn Faust zuletzt den Vorschlag gefallen. Beide gehen ins Audienzzimmer und werden auch wirklich vorgelassen. Faust seinerseits, um sich dieser Gnade werth zu machen, nimmt Alles, was irgend von Geist und Kenntniß in seinem Kopfe ist, zusammen und spricht von den erhabensten Gegenständen. Sein Feuer indessen wärmt nur ihn; den Kaiser selbst läßt es kalt. Er gähnt einmal über das andere und steht sogar auf dem Punkte, die ganze Unterhaltung abzubrechen. Dies wird Mephistophiles noch zur rechten Zeit gewahr und kommt dem armen Faust ver-

sprochnermaßen zu Hülfe. Er nimmt zu dem Ende dessen Gestalt an und steht mit Mantel, Koller und Kragen, den Degen an seiner Seite, leibhaftig wie Faust vor dem Kaiser da. Nun setzt er das Gespräch genau da fort, wo Faust geendigt hatte; nur mit einem ganz andern und weit glänzendern Erfolge. Er raisonnirt nämlich, schwadronirt und radotirt so links und rechts, so kreuz und quer, so in die Welt hinein und aus der Welt heraus, daß der Kaiser vor Erstaunen ganz außer sich geräth und die umstehenden Herren von seinem Hofe versichert, das sei ein grundgelehrter Mann, dem möchte er wol tage- und wochenlang zuhören, ohne jemals müde zu werden. Anfangs sei es ihm freilich nicht recht von Statten gegangen, aber nach diesem, und wie er gehörig in Fluß gekommen, da lasse sich kaum etwas Prächtigeres denken, als die Art, wie er Alles so kurz, und doch zugleich so zierlich und gründlich vortrage. Er als Kaiser müsse bekennen, einen solchen Schatz von Gedanken, Menschenkenntniß und tiefen Erfahrungen nie in einer Person, selbst nicht bei den weisesten von seinen Räthen, vereinigt gefunden zu haben.

Ob der Kaiser mit diesem Lobe zugleich den Vor-

schlag verbindet, daß Faust-Mephistopheles in seine Dienste treten, oder die Stelle eines dirigirenden Ministers annehmen soll, ist mir unbekannt. Wahrscheinlich aber hat Faust einen solchen Antrag aus guten Gründen abgelehnt.

Am zweiten Osterfeiertage 1808 Abends war ich mit Goethe in einer kleinen, auserlesenen Gesellschaft zusammen gewesen.

So ist es ihm eben recht. Auch that er seinem Humor keinen Zwang an, sondern ließ ihm freien Lauf, besonders, als wir auf Theater und die neue Literatur zu sprechen kamen, die er mit politischen Zuständen verglich und seinen Vergleich mit der anmuthigsten und lebendigsten Laune durchführte. Eben hatten wir am vergangenen Sonnabend „die Piccolomini" gesehen; die nächste Mittwoch sollte nach einer langen Zwischenpause auch der „Wallenstein" darankommen.

„Es ist," sagte Goethe, „mit diesen Stücken wie

mit einem ausgelegenen Weine. Je älter sie werden, je mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab. Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen zu halten, wiewol die neuesten Imperatoren und Dictatoren unserer Literatur versichert haben, er sei keiner. Auch den Wieland wollen sie nicht gelten lassen. Es fragt sich nur, wer denn gelten soll?"

„Kürzlich hat eine Gelehrtenzeitung in einer von beiden Städten, ich weiß nicht recht, ob in Ingolstadt oder in Landshut, Friedrich Schlegel als den ersten deutschen Dichter und Imperator in der Gelehrtenrepublik förmlich ausgerufen. Gott erhalte Se. Majestät auf Ihrem neuen Throne und schenke Denenselben eine lange und glückliche Regierung! Bei alle dem möchte man es nicht bergen, daß das Reich dermalen noch von sehr rebellischen Unterthanen umlagert ist, deren wir einige," indem er einen Seitenblick auf mich warf, „sogar in unserer eigenen Nähe haben."

„Übrigens geht es in der deutschen Gelehrtenrepublik jetzt völlig so bunt zu wie beim Verfall des römischen Reiches, wo zuletzt Jeder herrschen wollte,

und Keiner mehr wußte, wer eigentlich Kaiser war. Die großen Männer leben dermal fast sämmtlich im Exil, und jedes verwegene Marketendergesicht kann Imperator werden, sobald es nur die Gunst der Soldaten und der Armee besitzt, oder sich sonst eines Einflusses zu erfreuen hat. Ein paar Kaiser mehr oder weniger, darauf kommt es in solchen Zeiten gar nicht an. Haben doch einmal im römischen Reiche dreißig Kaiser zugleich regiert; warum sollten wir in unsern gelehrten Staaten der Oberhäupter weniger haben? Wieland und Schiller sind bereits ihres Thrones verlustig erklärt. Wie lange mir mein alter Imperatormantel noch auf den Schultern sitzen wird, läßt sich nicht vorausbestimmen; ich weiß es selbst nicht. Doch bin ich entschlossen, wenn es je dahin kommen sollte, der Welt zu zeigen, daß Reich und Scepter mir nicht ans Herz gewachsen sind, und meine Absetzung mit Geduld zu ertragen; wie denn überhaupt seinen Geschicken in dieser Welt Niemand so leicht entgehen mag. Ja, wovon sprachen wir doch gleich? Ha, von Imperatoren! Gut! Novalis war noch keiner; aber mit der Zeit hätte er auch einer werden können. Schade nur, daß er so jung gestor-

ben ist, zumal, da er noch außerdem seiner Zeit den Gefallen gethan und katholisch geworden ist. Sind ja doch schon, wie die Zeitungen besagten, Jungfrauen und Studenten rudelweise zu seinem Grabe gewallfahrtet und haben ihm mit vollen Händen Blumen gestreut. Das nenn' ich einen guten Anfang, und es läßt sich davon schon etwas für die Folge erwarten. Da ich nur wenig Zeitungen lese, so ersuche ich meine anwesenden Freunde, wenn etwas weiter von dieser Art, was von Wichtigkeit, eine Kanonisirung oder dergleichen vorfallen sollte, mich davon sogleich in Kenntniß zu setzen. Ich meinerseits bin damit zufrieden, daß man bei meinen Lebzeiten alles nur erdenkliche Böse von mir sagt; nach meinem Tode aber sollen sie mich schon in Ruhe lassen, weil der Stoff schon früher erschöpft ist, sodaß ihnen wenig oder nichts übrigbleiben wird. Tieck war auch eine Zeitlang Imperator; aber es währte nicht lange, so verlor er Scepter und Krone. Man sagt, es sei etwas zu Titusartiges in seiner Natur, er sei zu gütig, zu milde gewesen; das Reich aber fodere in seinem jetzigen Zustande Strenge, ja, man möchte wohl sagen, eine fast barbarische Größe. Nun kamen

die Schlegel ans Regiment; da ging's besser! August Schlegel, seines Namens der Erste, und Friedrich Schlegel der Zweite — die beiden regierten mit dem gehörigen Nachdrucke. Es verging kein Tag, wo nicht irgend Jemand ins Exil geschickt, oder ein paar Executionen gehalten wurden. So ist's Recht. Von dergleichen ist das Volk seit undenklichen Zeiten ein großer Liebhaber gewesen. Vor Kurzem hat ein jungen Anfänger den Friedrich Schlegel irgendwo als einen deutschen Hercules aufgeführt, der mit seiner Keule im Reiche herumginge und Alles todtschlüge, was ihm irgend in den Weg käme. Dafür hat jener muthige Imperator diesen jungen Anfänger seinerseits sogleich in den Adelstand erhoben und ihn ohne Weiteres einen Heroen der deutschen Literatur genannt. Das Diplom ist ausgefertigt; Ihr könnt Euch darauf verlassen, ich habe es selber gelesen. Dotationen, Domainen, ganze Fächer in Gelehrtenzeitungen, die sie ihren Freunden zum Recensiren verschaffen, sind auch nicht selten; die Feinde aber werden oft heimlich aus dem Wege geräumt, indem man ihre Schriften beiseite legt und sie lieber gar nicht anzeigt. Da wir nun im Deutschen ein sehr gedul-

diges Publicum haben, das nichts liest, als was zuvor recensirt ist, so ist diese Sache gar so übel nicht ausgesonnen. Das Beste noch bei der ganzen Sache ist denn aber doch immer das Ungefährliche. Z. B. es legt sich Einer jetzt Abends als Imperator gesund und vergnügt zu Bette. Des andern Morgens darauf erwacht er und sieht mit Erstaunen, daß die Krone von seinem Haupte hinweg ist. Ich geb' es zu, es ist ein schlimmer Zufall; aber der Kopf, sofern der Imperator überhaupt einen hatte, sitzt doch noch immer auf derselben Stelle, und das ist, meines Erachtens, baarer Gewinn. Wie häßlich dagegen ist es von den alten Imperatoren zu lesen, wenn sie dutzendweise in der römischen Geschichte erdrosselt und nachher in die Tiber geworfen werden. Ich meinerseits gedenke, wofern ich auch Reich und Scepter verlieren sollte, hier ruhig an der Ilm auf meinem Bette zu sterben. Von unsern Reichsangelegenheiten und besonders von Imperatoren weiter zu sprechen: ein andrer junger Dichter in Jena ist auch zu früh gestorben. Imperator konnte der zwar nicht werden, aber Reichsverweser, Major Domus oder so etwas, das wär' ihm nicht entgangen. Wo nicht, so stand ihm

noch immer als einem der ersten Heroen in der deutschen Literatur ein Platz offen. Eine Pairskammer zu stiften, wozu Vermögen gehört, wäre überhaupt in der deutschen Literatur kein verwerflicher Gedanke. Hätte jener nur ein paar Jahre länger in Jena gelebt, so könnte er Pair des Reiches geworden seyn, ehe er sich umsah. So aber, wie gesagt, starb er zu frühe. Das war allerdings übereilt. Man soll sich, wie es der rasche Gang unserer neuesten Literatur fordert, so schnell als möglich mit Ruhm, aber so langsam als möglich mit Erde bedecken. Das ist Grundsatz. Mit der Herausgabe von einigen Sonetten und ein paar Almanachen ist die Sache noch keineswegs gethan. Die literarischen Freunde des jungen Mannes haben zwar in öffentlichen Blättern versichert, seine Sonetten würden auch lange nach seinem Tode noch fortleben; ich habe mich aber nachher nicht weiter danach erkundigt, kann daher auch nicht sagen, ob es in Erfüllung gegangen ist, oder wie es sich überhaupt mit dieser Sache verhält.“

„Als ich noch jung war, hab' ich mir freilich von verständigen Männern sagen lassen, es arbeite oft ein

ganzes Zeitalter daran, um einen einzigen tüchtigen, großen Maler oder Dichter hervorzubringen; aber das ist lange her. Jetzt geht das Alles viel leichter von Statten. Unsre jungen Leute wissen das besser einzurichten und springen mit ihrem Zeitalter um, daß es eine Lust ist. Sie arbeiten sich nicht aus dem Zeitalter heraus, wie es eigentlich seyn sollte, sondern sie wollen das ganze Zeitalter in sich hineinarbeiten; und wenn ihnen das nicht nach Wunsche glückt, so werden sie über die Maßen verdrießlich und schelten die Gemeinheit eines Publicums, dem in seiner gänzlichen Unschuld eigentlich Alles recht ist. Neulich besuchte mich ein junger Mann, der soeben von Heidelberg zurückkehrte; ich konnte ihn kaum über neunzehn Jahre schätzen. Dieser versicherte mich im vollen Ernste, er habe nunmehr mit sich abgeschlossen, und da er wisse, worauf es eigentlich ankomme, so wolle er künftighin so wenig wie möglich lesen, dagegen aber in gesellschaftlichen Kreisen seine Weltansichten selbständig zu entwickeln suchen, ohne sich durch fremde Sprachen, Bücher und Hefte irgend darin hindern zu lassen. Das ist ein prächtiger Anfang! Wenn Jeder nur erst wieder von Null ausgeht, da müssen die

Fortschritte in kurzer Zeit außerordentlich bedeutend werden."

So ergetzlich pflegte Goethe die Gebrechen der Zeit durchzunehmen. Wir werden in der Folge noch mehr dergleichen humoristische Züge und Schwänke von ihm vernehmen, jedoch mehr praktischer Art.



VI.

Goethe's Verhältnisse zu ausgezeichneten Zeitgenossen und Urtheile über sie.

1. Goethe und der Herzog von Weimar.

Der edle Herzog von Weimar war am 14. Okt. 1806 dem Rufe der Ehre unter Preußens Fahnen gefolgt. Die Schlacht von Jena, deren Verlust das Schicksal des ganzen nördlichen Deutschlands entschied, brachte auch unserm kleinen Orte die größte Gefahr. Indem sich die Entscheidung dieses blutigen Schauspieles langsam aus den Bergen von Jena zu uns herüberzog, endete es zuletzt am Abend desselbigen Tages in den Straßen von Weimar. Tumult, Brand und eine dreitägige Plünderung stellten sich bald als unmittelbare Folgen dieses furchtbaren Ereignisses ein. Die Franzosen benutzten ihr Kriegsglück aufs glän-

zendste. Magdeburg fiel schneller, als der Kaiser selbst es erwartet hatte. Blücher focht zwar heldenmüthig auf dem Markte und in den Straßen von Lübeck, ohne daß jedoch diese Weissagung von dem künftigen Heldenmuthe der Preußen — die Napoleon, durch die Schlacht von Jena verwegen gemacht, entweder nicht verstehen wollte, oder nicht verstehen konnte — damals eine günstige Wendung für das Ganze herbeizuführen im Stande war.

Der Herzog von Weimar, nachdem seine Residenz bereits von den zweimal stärkern Feinden besetzt und von allen Seiten überschwemmt war, fuhr fort, das ihm anvertraute königliche Reitervolk ebenso glücklich als standhaft über die Elbe zu geleiten. Die Gegenwart eines so entschlossenen Heerführers rettete dies Corps aus der allgemeinen Verwirrung; denn Muthlosigkeit hatte sich damals selbst der Bessern bemeistert, und der kleinmüthig wiederholte Ruf, daß Alles verloren sei, jagte die sonst so tapfern Preußen, noch ehe die Franzosen erschienen, in die Flucht. Laßt uns dieses nicht verheimlichen; denn wir haben jetzt Ehre davon, daß es einst so mit uns bestellt war. Wenn Blücher, wenn der Herzog von

Weimar nicht ebenfalls, durch solchen hohen Waffenglanz geblendet, jede weitere Vertheidigung augenblicklich aufgab, wurde dies besonders dem Letztern, dessen Land und Leute schon unter Botmäßigkeit der Franzosen standen, sobald es in der feindlichen Armee bekannt wurde, als ein unzeitiger Trotz ausgelegt.

Schon vor der Schlacht von Jena hörte man hier und da die heftigsten Drohungen wider den Herzog ausstoßen. Sobald man nach Weimar komme, hieß es, wolle man daselbst keinen Stein auf dem andern lassen. Der Herzog müsse Krone und Scepter dafür verlieren, daß er die Verwegenheit gehabt, gegen den mächtigsten Kaiser der Erde, dem das Schicksal eine Welt zu Füßen gelegt, das Schwert zu ziehen und als Widersacher aufzutreten. Unter diesen Umständen war allerdings nur wenig Erfreuliches für uns zu erwarten. Auch floh Alles, was irgend fliehen konnte. Nur die Gemahlin des regierenden Herzogs, Frau Louise, geborne Prinzessin von Hessen-Darmstadt, blieb allein im Schlosse zurück. In der Mitte ihres Volkes, unter Brand und Plünderung empfing sie gelassen den Beherrscher der Welt, und die Fassung einer großen weiblichen Seele, die sie ihm in diesen

entscheidenden Augenblicken entgegensetzte, nöthigte ihm Achtung und Ehrfurcht ab. Häufig erschienen vor ihr die Boten jener verhängnißvollen Schlacht, während dieselbe noch im Gange war und mit abwechselndem Erfolge in den Bergen von Jena bis nach Auerstädt von früh bis Nachmittag gestritten wurde.

Es war den 14. Oktober des Jahres 1806, Morgens um halb sieben Uhr, als der Donner des großen Geschützes die Einwohner von Weimar plötzlich aus ihrem Schlafe weckte. Der Schall brach sich im Winde; alle Fenster in den Häusern klirrten und schütterten, und eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich durch die ganze Stadt. Jung und Alt lief in die Straßen, auf die Anhöhen, auf die Thürme, vor die Thore, und wo immer sonst das Rollen des Kanonendonners, der von Zeit zu Zeit näher kam, der Furcht sowie der Hoffnung günstige oder ungünstige Muthmaßungen erlaubte. Schnell wechselten die Ereignisse. Bald sprengten verirrte Reiterhaufen durch die Stadt und versicherten im Fluge, daß der Sieg unser sei. Ein anderal erschien ein Trupp französischer Gefangener, den das Volk und die zurückgebliebenen Soldaten, wofern nicht von ihren ein-

sichtsvollern Vorgesetzten daran verhindert, in ihrem erträumten Siegestaumel gar zu gern gemißhandelt hätten. Aber ein edler preußischer Offizier litt es nicht. Er zog vielmehr einen Thaler aus der Tasche und gab ihn einem verwundeten und blutenden französischen Jäger mit den Worten: „Buvez, à la santé de votre Empereur!“ (Trink eins auf die Gesundheit deines Kaisers!) Den französischen Gefangenen folgten nur allzubald quer über ihre Pferde hangende, tödtlich verwundete preußische Reiter. Noch war die Menge mit diesen traurigen Eindrücken beschäftigt, so stürzten, von Pulverrauch rußig und blutig zugleich von der Schlacht, mit so schwarzen Gesichtern, als ob sie mit Trauerflor verhangen wären, mehrere Artilleristen truppweise durch das Kegelthor in die Stadt und verbreiteten überall, wo sie hinkamen, Furcht und Entsetzen durch ihren grausenerregenden Anblick; denn ängstlich, wie sie sich mit ganz verstörten Gesichtszügen von Zeit zu Zeit umsahen, und grausam zugerichtet von Säbelhieben und Lanzenstichen, wie sie bereits waren, sah man es ihnen wohl an, daß der Tod ihnen dicht auf der Ferse nachfolgte. Er war auch wirklich nicht weit. Das

Webicht, die Alleen, die dahinführen, sowie die große Heerstraße von Jena nach Weimar erfüllte ein tausendstimmiges Kriegsgeschrei, aus dem man zuweilen das Getös von Reisigen und Rossen, das Trommeln, den Drommetenruf, den Hufschlag und das Wiehern der Pferde unterscheiden konnte. Das Schießen hörte zuletzt gänzlich auf, und jene furchtbare Pause trat ein, wo die dem Feinde nachsetzende Reiterei seine Reihen durchbricht und in denselben ein stillverderbliches Gemetzel anrichtet. Erst in der Nähe von Weimar pflanzten die Franzosen, um die Stadt zu beschießen, wieder einige Stücke auf unsern Anhöhen auf. Es war ein still heiterer Oktobertag. Auf den Straßen von Weimar schien Alles ausgestorben. Die Einwohner zogen sich in die Häuser zurück. Dazwischen rollten die einzelnen Schläge des bei Oberweimar aufgestellten Geschützes. Die Kugeln sausten durch die Luft und schlugen nicht selten in die Häuser ein. In den Zwischenräumen hörte man z. B. auf der Esplanade die Vögel auf das lieblichste singen, und dieser tiefe Friede der Natur bildete mit jenen Schreckensscenen einen erschütternd grausenden Contrast. Doch ich muß hier abbrechen und gedenke den Pin-

sei zu diesem dunkeln Gemälde an einem andern Orte wieder aufzunehmen. Französische Chasseurs waren es, die zuerst den Markt von Weimar besetzten; diesen folgte das Fußvolk in Menge nach. An keine Ordnung war nun weiter zu denken. Die Plünderung nahm förmlich ihren Anfang. Der Schall von eingeschlagenen Thüren, das Geschrei der Einwohner war in allen Straßen zu hören. Hier bemerke ich nur, daß zu Abend um sieben Uhr, wo die dem Schlosse gegenüberstehenden Häuser in Feuer aufgingen, der Widerschein davon so hell war, daß man auf dem Schloßhofe sowol als auf dem Markte Geschriebenes dabei lesen konnte. Jedermann konnte nicht anders glauben, als die Franzosen wollten ihre Drohungen erfüllen und die ganze Stadt einäschern. Als sich nun plötzlich um dieselbe Zeit die Sage verbreitete, daß die Frau Herzogin Louise noch im Schlosse sei, machte dies einen solchen Eindruck auf das Herz der Bürger, daß, wo irgend ein paar derselben in ihrem Herzeleide sich begegneten, sie vor Freude einander über diese Nachricht in die Arme sanken. Wie wohlthätig überhaupt dies Bild edler Fürsten- und Frauengröße damals von oben bis unten gewirkt, was es

verhindert und was es zusammengehalten hat, davon soll ebenfalls an einem andern Orte die Rede seyn, weil es billig, ja bei der schnellen Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge höchst lobenswerth ist, daß Diejenigen, so in einer stürmischen Zeit als Leitsterne vorgeleuchtet, zum Muster aufgestellt, auch bei der spätesten Nachwelt unvergessen bleiben. Eine völlig verschiedene Ansicht war es indessen, die sich der Franzosen über alle diese Gegenstände bemächtigt hatte. Der schwer beleidigte Kaiser verstattete zwar dem Herzoge die Rückkehr in seine Staaten, aber nicht ohne das höchste Mistrauen in ihn zu setzen, sodaß der edle, offne deutsche Mann von diesem Augenblicke an von allen Seiten mit Horchern, sogar an seiner eigenen Tafel umstellt war. Da mich um diese Zeit meine Geschäfte oftmals nach Berlin und Erfurt führten, gaben mir die dortigen höhern Behörden nicht selten Bemerkungen anzuhören, von denen ich gewiß war, daß man sie als Resultate der dort gehaltenen geheimen Polizeiregister dem Kaiser vorlegte, und die ich eben deshalb dem Herzoge nicht verschweigen durfte. Mit wörtlicher Treue, wie ich sie empfangen hatte, setzte ich sie schriftlich auf, um sie höhern Orts zu

ganzes Zeitalter daran, um einen einzigen tüchtigen, großen Maler oder Dichter hervorzubringen; aber das ist lange her. Jetzt geht das Alles viel leichter von Statten. Unsre jungen Leute wissen das besser einzurichten und springen mit ihrem Zeitalter um, daß es eine Lust ist. Sie arbeiten sich nicht aus dem Zeitalter heraus, wie es eigentlich seyn sollte, sondern sie wollen das ganze Zeitalter in sich hineinarbeiten; und wenn ihnen das nicht nach Wunsche glückt, so werden sie über die Maßen verdrießlich und schelten die Gemeinheit eines Publicums, dem in seiner gänzlichen Unschuld eigentlich Alles recht ist. Neulich besuchte mich ein junger Mann, der soeben von Heidelberg zurückkehrte; ich konnte ihn kaum über neunzehn Jahre schätzen. Dieser versicherte mich im vollen Ernste, er habe nunmehr mit sich abgeschlossen, und da er wisse, worauf es eigentlich ankomme, so wolle er künftighin so wenig wie möglich lesen, dagegen aber in gesellschaftlichen Kreisen seine Weltansichten selbständig zu entwickeln suchen, ohne sich durch fremde Sprachen, Bücher und Hefte irgend darin hindern zu lassen. Das ist ein prächtiger Anfang! Wenn Jeder nur erst wieder von Null ausgeht, da müssen die

Fortschritte in kurzer Zeit außerordentlich bedeutend werden."

So ergetzlich pflegte Goethe die Gebrechen der Zeit durchzunehmen. Wir werden in der Folge noch mehr dergleichen humoristische Züge und Schwänke von ihm vernehmen, jedoch mehr praktischer Art.



VI.

Goethe's Verhältnisse zu ausgezeichneten Zeitgenossen und Urtheile über sie.

1. Goethe und der Herzog von Weimar.

Der edle Herzog von Weimar war am 14. Okt. 1806 dem Rufe der Ehre unter Preußens Fahnen gefolgt. Die Schlacht von Jena, deren Verlust das Schicksal des ganzen nördlichen Deutschlands entschied, brachte auch unserm kleinen Orte die größte Gefahr. Indem sich die Entscheidung dieses blutigen Schauspieles langsam aus den Bergen von Jena zu uns herüberzog, endete es zuletzt am Abend desselbigen Tages in den Straßen von Weimar. Tumult, Brand und eine dreitägige Plünderung stellten sich bald als unmittelbare Folgen dieses furchtbaren Ereignisses ein. Die Franzosen benutzten ihr Kriegsglück aufs glän-

zendste. Magdeburg fiel schneller, als der Kaiser selbst es erwartet hatte. Blücher focht zwar heldenmüthig auf dem Markte und in den Straßen von Lübeck, ohne daß jedoch diese Weissagung von dem künftigen Heldenmuthe der Preußen — die Napoleon, durch die Schlacht von Jena verwegen gemacht, entweder nicht verstehen wollte, oder nicht verstehen konnte — damals eine günstige Wendung für das Ganze herbeizuführen im Stande war.

Der Herzog von Weimar, nachdem seine Residenz bereits von den zweimal stärkern Feinden besetzt und von allen Seiten überschwemmt war, fuhr fort, das ihm anvertraute königliche Reitervolk ebenso glücklich als standhaft über die Elbe zu geleiten. Die Gegenwart eines so entschlossenen Heerführers rettete dies Corps aus der allgemeinen Verwirrung; denn Muthlosigkeit hatte sich damals selbst der Bessern bemeistert, und der kleinmüthig wiederholte Ruf, daß Alles verloren sei, jagte die sonst so tapfern Preußen, noch ehe die Franzosen erschienen, in die Flucht. Laßt uns dieses nicht verheimlichen; denn wir haben jetzt Ehre davon, daß es einst so mit uns bestellt war. Wenn Blücher, wenn der Herzog von

Weimar nicht ebenfalls, durch solchen hohen Waffenglanz geblendet, jede weitere Vertheidigung augenblicklich aufgab, wurde dies besonders dem Letztern, dessen Land und Leute schon unter Botmäßigkeit der Franzosen standen, sobald es in der feindlichen Armee bekannt wurde, als ein unzeitiger Trotz ausgelegt.

Schon vor der Schlacht von Jena hörte man hier und da die heftigsten Drohungen wider den Herzog ausstoßen. Sobald man nach Weimar komme, hieß es, wolle man daselbst keinen Stein auf dem andern lassen. Der Herzog müsse Krone und Scepter dafür verlieren, daß er die Verwegenheit gehabt, gegen den mächtigsten Kaiser der Erde, dem das Schicksal eine Welt zu Füßen gelegt, das Schwert zu ziehen und als Widersacher aufzutreten. Unter diesen Umständen war allerdings nur wenig Erfreuliches für uns zu erwarten. Auch floh Alles, was irgend fliehen konnte. Nur die Gemahlin des regierenden Herzogs, Frau Louise, geborne Prinzessin von Hessen-Darmstadt, blieb allein im Schlosse zurück. In der Mitte ihres Volkes, unter Brand und Plünderung empfing sie gelassen den Beherrscher der Welt, und die Fassung einer großen weiblichen Seele, die sie ihm in diesen

entscheidenden Augenblicken entgegensetzte, nöthigte ihm Achtung und Ehrfurcht ab. Häufig erschienen vor ihr die Boten jener verhängnißvollen Schlacht, während dieselbe noch im Gange war und mit abwechselndem Erfolge in den Bergen von Jena bis nach Auerstädt von früh bis Nachmittag gestritten wurde.

Es war den 14. Oktober des Jahres 1806, Morgens um halb sieben Uhr, als der Donner des großen Geschützes die Einwohner von Weimar plötzlich aus ihrem Schlafe weckte. Der Schall brach sich im Winde; alle Fenster in den Häusern klirrten und schütterten, und eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich durch die ganze Stadt. Jung und Alt lief in die Straßen, auf die Anhöhen, auf die Thürme, vor die Thore, und wo immer sonst das Rollen des Kanonendonners, der von Zeit zu Zeit näher kam, der Furcht sowie der Hoffnung günstige oder ungünstige Muthmaßungen erlaubte. Schnell wechselten die Ereignisse. Bald sprengten verirrte Reiterhaufen durch die Stadt und versicherten im Fluge, daß der Sieg unser sei. Ein anderal erschien ein Trupp französischer Gefangener, den das Volk und die zurückgebliebenen Soldaten, wofern nicht von ihren ein-

sichtsvollern Vorgesetzten daran verhindert, in ihrem erträumten Siegestaumel gar zu gern gemißhandelt hätten. Aber ein edler preußischer Offizier litt es nicht. Er zog vielmehr einen Thaler aus der Tasche und gab ihn einem verwundeten und blutenden französischen Jäger mit den Worten: „Buvez, à la santé de votre Empereur!“ (Trink eins auf die Gesundheit deines Kaisers!) Den französischen Gefangenen folgten nur allzubald quer über ihre Pferde hangende, tödtlich verwundete preußische Reiter. Noch war die Menge mit diesen traurigen Eindrücken beschäftigt, so stürzten, von Pulverrauch rußig und blutig zugleich von der Schlacht, mit so schwarzen Gesichtern, als ob sie mit Trauerflor verhangen wären, mehrere Artilleristen truppweise durch das Kegelthor in die Stadt und verbreiteten überall, wo sie hinkamen, Furcht und Entsetzen durch ihren grausenerregenden Anblick; denn ängstlich, wie sie sich mit ganz verstörten Gesichtszügen von Zeit zu Zeit umsahen, und grausam zugerichtet von Säbelhieben und Lanzenstichen, wie sie bereits waren, sah man es ihnen wohl an, daß der Tod ihnen dicht auf der Ferse nachfolgte. Er war auch wirklich nicht weit. Das

Gebücht, die Alleen, die dahinführen, sowie die große Heerstraße von Jena nach Weimar erfüllte ein tausendstimmiges Kriegsgeschrei, aus dem man zuweilen das Getös von Reisigen und Rossen, das Trommeln, den Drommetenruf, den Hufschlag und das Wiehern der Pferde unterscheiden konnte. Das Schießen hörte zuletzt gänzlich auf, und jene furchtbare Pause trat ein, wo die dem Feinde nachsetzende Reiterei seine Reihen durchbricht und in denselben ein stillverderbliches Gemetzel anrichtet. Erst in der Nähe von Weimar pflanzten die Franzosen, um die Stadt zu beschießen, wieder einige Stücke auf unsern Anhöhen auf. Es war ein still heiterer Oktobertag. Auf den Straßen von Weimar schien Alles ausgestorben. Die Einwohner zogen sich in die Häuser zurück. Dazwischen rollten die einzelnen Schläge des bei Oberweimar aufgestellten Geschützes. Die Kugeln sausten durch die Luft und schlugen nicht selten in die Häuser ein. In den Zwischenräumen hörte man z. B. auf der Esplanade die Vögel auf das lieblichste singen, und dieser tiefe Friede der Natur bildete mit jenen Schreckensscenen einen erschütternd grausenden Contrast. Doch ich muß hier abbrechen und gedenke den Pin-

sei zu diesem dunkeln Gemälde an einem andern Orte wieder aufzunehmen. Französische Chasseurs waren es, die zuerst den Markt von Weimar besetzten; diesen folgte das Fußvolk in Menge nach. An keine Ordnung war nun weiter zu denken. Die Plünderung nahm förmlich ihren Anfang. Der Schall von eingeschlagenen Thüren, das Geschrei der Einwohner war in allen Straßen zu hören. Hier bemerke ich nur, daß zu Abend um sieben Uhr, wo die dem Schlosse gegenüberstehenden Häuser in Feuer aufgingen, der Widerschein davon so hell war, daß man auf dem Schloßhofe sowol als auf dem Markte Geschriebenes dabei lesen konnte. Jedermann konnte nicht anders glauben, als die Franzosen wollten ihre Drohungen erfüllen und die ganze Stadt einäschern. Als sich nun plötzlich um dieselbe Zeit die Sage verbreitete, daß die Frau Herzogin Louise noch im Schlosse sei, machte dies einen solchen Eindruck auf das Herz der Bürger, daß, wo irgend ein paar derselben in ihrem Herzeleide sich begegneten, sie vor Freude einander über diese Nachricht in die Arme sanken. Wie wohlthätig überhaupt dies Bild edler Fürsten- und Frauengröße damals von oben bis unten gewirkt, was es

verhindert und was es zusammengehalten hat, davon soll ebenfalls an einem andern Orte die Rede seyn, weil es billig, ja bei der schnellen Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge höchst lobenswerth ist, daß Diejenigen, so in einer stürmischen Zeit als Leitsterne vorgeleuchtet, zum Muster aufgestellt, auch bei der spätesten Nachwelt unvergessen bleiben. Eine völlig verschiedene Ansicht war es indessen, die sich der Franzosen über alle diese Gegenstände bemächtigt hatte. Der schwer beleidigte Kaiser verstattete zwar dem Herzoge die Rückkehr in seine Staaten, aber nicht ohne das höchste Mistrauen in ihn zu setzen, sodaß der edle, offne deutsche Mann von diesem Augenblicke an von allen Seiten mit Horchern, sogar an seiner eigenen Tafel umstellt war. Da mich um diese Zeit meine Geschäfte oftmals nach Berlin und Erfurt führten, gaben mir die dortigen höhern Behörden nicht selten Bemerkungen anzuhören, von denen ich gewiß war, daß man sie als Resultate der dort gehaltenen geheimen Polizeiregister dem Kaiser vorlegte, und die ich eben deshalb dem Herzoge nicht verschweigen durfte. Mit wörtlicher Treue, wie ich sie empfangen hatte, setzte ich sie schriftlich auf, um sie höhern Orts zu

übergeben. Bei dieser Gelegenheit hat Goethe eine so schöne persönliche Anhänglichkeit für den Herzog an den Tag gelegt, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, dem deutschen Publicum dies schöne Blatt aus der Lebensgeschichte seines großen Dichters vorzuenthalten. Es geschah um diese Zeit häufig genug, wenn ich Goethe besuchte, daß die bedenklichen Zeitumstände — in welche ich selbst damals, nicht aber zum Unglück, sondern, wofür ich Gott herzlich danke, zum Segen des Landes, das ich bewohnte, handelnd verflochten war — mit männlicher Umsicht von uns nach allen Seiten durchsprochen wurden. So kam denn auch diesmal, als ich Goethe nach meiner Zurückkunft von Erfurt in seinem Garten besuchte, die Rede auf die Beschwerden der französischen Regierung. Ich theilte sie ihm Punkt für Punkt und so mit, wie sie auch nach diesem der Herzog unverändert gelesen hat.

Es sei bekannt, hieß es unter Anderm in dieser Schrift, daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der sich zu Hamburg mit seinen Offizieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, 4000 Thaler auf Wechsel vorgeschossen habe. Ebenso wisse Jedermann, daß

ein preußischer Offizier, der Hauptmann v. Ende (jetzo Gouverneur in Köln), als Hofmarschall bei der Frau Großfürstin angestellt sei. Es sei nicht zu leugnen, daß die Anstellung so vieler preußischen Offiziere sowol im Militair= als Civilfach, deren Gesinnungen bekanntlich nicht die besten seien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit sich führe. Schwerlich werde es der Kaiser billigen, oder jemals zugeben, daß man mitten im Herzen des Rheinbundes gleichsam eine stillschweigende Verschwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeister seines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe man einen ehemaligen preußischen Offizier, den Herrn v. Rühl (nachmals preußischen General), gewählt; Herr v. Müffling, ebenfalls gedienter Offizier und Sohn des preußischen Generals dieses Namens (dermalen im preußischen Generalstabe), sei mit großem Gehalte in Weimar als Präsident eines Landescollegiums angestellt; der Herzog stehe mit demselben in einem vertrauten persönlichen Umgange, und es sei natürlich, daß alle solche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin schlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es scheine, daß man gleichsam Alles absichtlich hervor=

suche, um den Zorn des Kaisers, der doch Manches von Weimar zu vergessen habe, aufs Neue zu reizen und herauszufodern. Unvorsichtig wenigstens seien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht geradesweges eine böse Absicht unterlegen wolle. So habe derselbe auch den Herzog von Braunschweig, den Todfeind Frankreichs, nebst Herrn v. Müffling, nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunschweig auf seinem Durchmarsche besucht.

„Genug!" fiel mir Goethe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesichte ins Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtniß so gar nichts in euern Augen? Warum muthet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig An-

theil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksales in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfodert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wol ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth seyn, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er

thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und Dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach dem seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem

Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!" Hier rollten ihm die Thränen stromweise von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: „Ich will ums Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf= und euch von dem euern heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was Eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn ver=

brannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, jedes Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunst davonfliegt, sodaß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden übrigbleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll."

Ich brauche kein Wort zu diesem wahrhaft männlichen Gespräche hinzuzusetzen, das ebenso ehrend für Goethe als für den Herzog ist.

Als ich Goethe beim Abschiede umarmte, standen auch mir die Augen voll Thränen.

---

2. Goethe über Lessing und Heinrich v. Kleist.

Einst kam das Gespräch auf Kleist und dessen „Käthchen von Heilbronn." Goethe tadelt an ihm die nordische Schärfe des Hypochonders; es sei einem gereiften Verstande unmöglich, in die Gewaltsamkeit

solcher Motive, wie er sich ihrer als Dichter bediene, mit Vergnügen einzugehen. Auch in seinem „Kohlhaas,“ artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch Alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerspruches dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Weltlaufe geltend zu machen. Es gebe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen, noch aussöhnen könne. Und wieder kam er zurück auf die Heiterkeit, auf die Anmuth, auf die fröhlich bedeutsame Lebensbetrachtung italienischer Novellen, mit denen er sich damals, je trüber die Zeit um ihn aussah, desto angelegentlicher beschäftigte.

Dabei brachte er in Erinnerung, daß die heitersten jener Erzählungen ebenfalls einem trüben Zeitraume, wo die Pest regierte, ihr Daseyn verdankten. „Ich habe ein Recht,“ fuhr er nach einer Pause fort, „Kleist zu tadeln, weil ich ihn geliebt und gehoben habe; aber sei es nun, daß seine Ausbildung, wie es jetzt bei Vielen der Fall ist, durch die *Zeit* gestört wurde, oder was sonst für eine Ursache zum Grunde liege; genug

übergeben. Bei dieser Gelegenheit hat Goethe eine so schöne persönliche Anhänglichkeit für den Herzog an den Tag gelegt, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, dem deutschen Publicum dies schöne Blatt aus der Lebensgeschichte seines großen Dichters vorzuenthalten. Es geschah um diese Zeit häufig genug, wenn ich Goethe besuchte, daß die bedenklichen Zeitumstände — in welche ich selbst damals, nicht aber zum Unglück, sondern, wofür ich Gott herzlich danke, zum Segen des Landes, das ich bewohnte, handelnd verflochten war — mit männlicher Umsicht von uns nach allen Seiten durchsprochen wurden. So kam denn auch diesmal, als ich Goethe nach meiner Zurückkunft von Erfurt in seinem Garten besuchte, die Rede auf die Beschwerden der französischen Regierung. Ich theilte sie ihm Punkt für Punkt und so mit, wie sie auch nach diesem der Herzog unverändert gelesen hat.

Es sei bekannt, hieß es unter Anderm in dieser Schrift, daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der sich zu Hamburg mit seinen Offizieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, 4000 Thaler auf Wechsel vorgeschossen habe. Ebenso wisse Jedermann, daß

ein preußischer Offizier, der Hauptmann v. Ende (jetzo Gouverneur in Köln), als Hofmarschall bei der Frau Großfürstin angestellt sei. Es sei nicht zu leugnen, daß die Anstellung so vieler preußischen Offiziere sowol im Militair- als Civilfach, deren Gesinnungen bekanntlich nicht die besten seien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit sich führe. Schwerlich werde es der Kaiser billigen, oder jemals zugeben, daß man mitten im Herzen des Rheinbundes gleichsam eine stillschweigende Verschwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeister seines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe man einen ehemaligen preußischen Offizier, den Herrn v. Rühl (nachmals preußischen General), gewählt; Herr v. Müffling, ebenfalls gedienter Offizier und Sohn des preußischen Generals dieses Namens (dermalen im preußischen Generalstabe), sei mit großem Gehalte in Weimar als Präsident eines Landescollegiums angestellt; der Herzog stehe mit demselben in einem vertrauten persönlichen Umgange, und es sei natürlich, daß alle solche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin schlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es scheine, daß man gleichsam Alles absichtlich hervor-

suche, um den Zorn des Kaisers, der doch Manches von Weimar zu vergessen habe, aufs Neue zu reizen und herauszufodern. Unvorsichtig wenigstens seien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht geradesweges eine böse Absicht unterlegen wolle. So habe derselbe auch den Herzog von Braunschweig, den Todfeind Frankreichs, nebst Herrn v. Müffling, nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunschweig auf seinem Durchmarsche besucht.

„Genug!" fiel mir Goethe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesichte ins Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtniß so gar nichts in euern Augen? Warum muthet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig An-

theil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksales in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfodert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wol ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth seyn, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er

thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und Dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach dem seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem

Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!" Hier rollten ihm die Thränen stromweise von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: „Ich will ums Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was Eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn ver-

brannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, jedes Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunst davonfliegt, sodaß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden übrigbleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll.“

Ich brauche kein Wort zu diesem wahrhaft männlichen Gespräche hinzuzusetzen, das ebenso ehrend für Goethe als für den Herzog ist.

Als ich Goethe beim Abschiede umarmte, standen auch mir die Augen voll Thränen.

---

2. Goethe über Lessing und Heinrich v. Kleist.

Einst kam das Gespräch auf Kleist und dessen „Käthchen von Heilbronn.“ Goethe tadelt an ihm die nordische Schärfe des Hypochonders; es sei einem gereiften Verstande unmöglich, in die Gewaltsamkeit

solcher Motive, wie er sich ihrer als Dichter bediene, mit Vergnügen einzugehen. Auch in seinem „Kohlhaas," artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch Alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerspruches dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Weltlaufe geltend zu machen. Es gebe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen, noch aussöhnen könne. Und wieder kam er zurück auf die Heiterkeit, auf die Anmuth, auf die fröhlich bedeutsame Lebensbetrachtung italienischer Novellen, mit denen er sich damals, je trüber die Zeit um ihn aussah, desto angelegentlicher beschäftigte.

Dabei brachte er in Erinnerung, daß die heitersten jener Erzählungen ebenfalls einem trüben Zeitraume, wo die Pest regierte, ihr Daseyn verdankten. „Ich habe ein Recht," fuhr er nach einer Pause fort, „Kleist zu tadeln, weil ich ihn geliebt und gehoben habe; aber sei es nun, daß seine Ausbildung, wie es jetzt bei Vielen der Fall ist, durch die *Zeit* gestört wurde, oder was sonst für eine Ursache zum Grunde liege; genug

er hält nicht, was er zugesagt. Sein Hypochonder ist gar zu arg; er richtet ihn als Menschen und Dichter zu Grunde. Sie wissen, welche Mühe und Proben ich es mir kosten ließ, seinen „Wasserkrug" aufs hiesige Theater zu bringen. Daß es dennoch nicht glückte, lag einzig in dem Umstande, daß es dem übrigens geistreichen und humoristischen Stoffe an einer rasch durchgeführten Handlung fehlt. Mir aber den Fall desselben zuzuschreiben, ja, mir sogar, wie es im Werke gewesen ist, eine Ausfoderung deßwegen nach Weimar schicken zu wollen, deutet, wie Schiller sagt, auf eine schwere Verirrung der Natur, die den Grund ihrer Entschuldigung allein in einer zu großen Reizbarkeit der Nerven oder in Krankheit finden kann. Das Käthchen von Heilbron," fuhr er fort, indem er sich zu mir wandte, „da ich Ihre gute Gesinnung für Kleist kenne, sollen Sie lesen und mir die Hauptmotive davon wiedererzählen. Nach diesem erst will ich einmal mit mir zu Rathe gehen, ob ich es auch lesen kann. Beim Lesen seiner „Penthesilea" bin ich neulich gar zu übel weggekommen. Die Tragödie grenzt in einigen Stellen völlig an das Hochkomische, z. B. wo die Amazone mit Einer Brust auf dem

Theater erscheint und das Publicum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch übriggebliebene Hälfte geflüchtet hätten; ein Motiv, das auf einem neapolitanischen Volkstheater im Munde einer Colombine, einem ausgelassenen Polichinell gegenüber, keine üble Wirkung auf das Publicum hervorbringen müßte, wofern ein solcher Witz nicht auch dort durch das ihm beigesellte widerwärtige Bild Gefahr liefe, sich einem allgemeinen Misfallen auszusetzen."

Von Lessing's Verdienst, Talent und Scharfsinn, und wie derselbe allem höhern dramatischen Bestreben in Deutschland, Friedrich dem Großen, Voltaire, Gottsched und allen Verehrern des französischen Theaters gegenüber, in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" die Bahn brach und zugleich durch Einführung des Shakspeare eine neue Periode begründete, die mit dem künftigen Aufschwunge unserer Literatur aufs innigste zusammenhing, sprach Goethe mit der größten Anerkennung. Als Exposition habe vielleicht die ganze neue dramatische Kunst nichts so Unvergleichliches aufzuweisen, als die ersten beiden Aufzüge der „Minna von Barnhelm," wo Schärfe des Charakters, ursprünglich deutsche Sitte mit einem

raschen Gange in der Handlung aufs innigste verbunden sei. Nachher sinke freilich das Stück und vermöge kaum nach dem einmal angelegten Plane sich in solcher Höhe zu behaupten; das könne aber dies Lob weder schmälern, noch solle man es deßhalb zurücknehmen. In der „Emilie Galotti" sei ebenfalls das Motiv meisterhaft und zugleich höchst charakteristisch, daß der Kammerherr dem Prinzen Emilie Galotti sicher auf seinem Wege zugeführt haben würde; daß aber der Prinz dadurch, daß er in die Kirche geht und in den Handel hineinpfuscht, dem Marinelli und sich selber das Spiel verdirbt. Nicht immerdar schön sei die Art, wie Lessing das Schicksal in der „Emilie Galotti" einführt. Ein Billet, das der Prinz an seine ehemalige Geliebte, die Gräfin Orsina, schrieb, und worin er sich ihren Besuch auf morgen verbittet, wird eben dadurch, daß es zufällig liegen blieb — wenn Zufall, wie die Gräfin selbst sogleich hinzusetzt, in solchen Dingen nicht Gotteslästerung genannt werden müßte — die gelegentliche Ursache, daß die gefürchtete Nebenbuhlerin, weil man ihr nicht abgesagt, gerade in demselben Augenblicke ankommt, wo Graf Appiani erschossen, die Braut in das Lustschloß

des Fürsten durch Marinelli eingeführt und so dem Mörder ihres Bräutigams in die Hände geliefert wird. „Dies sind Züge einer Meisterhand, welche hinlänglich beurkunden, wie tiefe Blicke Lessing in das Wesen der dramatischen Kunst vergönnt waren. Auch seid versichert, wir wissen recht wohl, was wir ihm und seines Gleichen, insbesondere Winckelmann, schuldig sind.“

---

8. Goethe und Lenz.

Die angehende Regierung des Herzogs von Weimar war eine herrliche Zeit für Weimar und ganz Deutschland. Alle Genies aus Osten und Westen strömten zu dem neuen Musensitze herbei und glaubten sämmtlich, dort gleich Goethe, Herder und Wieland eine Freistatt zu finden. Bertuch, der Vater, der damals Schatzmeister beim Herzoge war, sprach später mit Vergnügen von einer eigenen Rubrik in seinen Rechnungen, die er damals besonders anlegen mußte, und die fast nichts als Hosen, Westen, Strümpfe und Schuhe für deutsche Genies enthielt, welche, schlecht mit diesen Artikeln versehen, zu Wei-

mars Thoren einwanderten. Die Jugend des Herzogs und Goethe's Muthwille wußten sich aus diesen Umständen gar manche ergetzliche Auftritte zu bereiten.

Um diese Zeit geschah es auch, daß Lenz, ein früher und genialer Jugendfreund Goethe's, nach Weimar kam, als eben dieser und der Herzog zufällig nicht zugegen waren. Er steigt im Gasthofe zum Erbprinzen ab, und hört daselbst bald, daß heute Abend am Hofe ein bal paré seyn solle. Bal paré oder bal masqué, das kam in Lenz's Ohren auf ein und dasselbe heraus; denn er dachte deutsch, und haßte die französische Sprache als allen gebildeten Deutschen anhaftende Erbsünde. Dem Dinge sollst du doch beiwohnen, denkt er bei sich, und weil dazu weiter nichts als ein schwarzer Domino und eine Maske gehört, so läßt er sich beides durch den Marqueur kommen, der ihn zwar mit großen Augen ansieht, aber doch thut, was der fremde Herr ihm geheißen hat. Sobald die Stunde schlägt, geht Lenz wirklich in diesem Aufzuge an den Hof. Man denke sich das Erstaunen der zum Tanze fröhlich geschmückten Herren und Damen, als plötzlich ein schwarzer Domino in ihrer Mitte erscheint. Lenz bemerkt es

indeß noch immer nicht, was für eine Rolle er hier spielt. Er geht vielmehr voll Zutrauen in den engen Kreis der Zuschauer und fodert eins der vornehmsten Fräulein zum Tanze auf. Diese aber erkundigte sich, wie zu erwarten stand, zuvor nach seinem Namen und Charakter, wie man es an den Thoren nennt, und da er ihr kurzhin antwortet: „Ich bin Lenz," so schlägt sie ihm, da dies kein ebenbürtiger Name ist, unter solchen Umständen den Tanz ebenso kurz ab; das heißt in der Kunstsprache: sie bedauert u. s. w. Glücklicherweise erscheint inzwischen Goethe, als die Verwirrung aufs höchste gestiegen ist. Dieser erkennt sogleich in dem Domino den längst erwarteten, alten, wunderlich humoristischen Freund. Er läßt Lenz alsbald auf die Gallerie rufen, die an den Saal stößt, und nach der ersten freudigen Wiedererkennung hebt er an: „Aber sag mir nur zum Teufel, was Dir einfällt, in einem Zirkel bei Hof zu erscheinen, wo Dich kein Mensch eingeladen hat, und noch dazu in einem solchen Aufzuge?" — „Geladen oder ungeladen," versetzte der über seinen Korb noch immer etwas entrüstete Lenz, „das ist all Eins! Es ist ein Maskenball, und da, denk' ich, hat Jeder freien Zutritt." —

„Was, Maskenball?" fällt ihm Goethe hier aufs Neue ins Wart; „bal paré, Kind, oder vielmehr Kindeskopf, daß Du das nicht unterscheiden kannst!" — „Nun meinetwegen bal paré oder bal masqué!" brummte Lenz in den Bart. „Was schiert mich all Euer haarfeiner Distinctionskram und all Euer verwünschter französischer Schnickschnack! Ich meinerseits bekomme jedesmal ein Fieber, so oft ich nur ein Wort Welsch höre, wie ein welscher Hahn, der kaudert, sobald er Roth sieht. Sind Eure Ohren mit reinerm Taufwasser, als die meinigen, ausgewaschen, so dankt Gott dafür; nur sollt Ihr mich mit all' solchen höfischen Geschichten ein für allemal ungeschoren lassen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sogleich wieder umkehren und mein Bündel schnüren soll. Ja, wenn es nur noch eine Sprache wäre, die sie sprächen, kurz, laut und verständlich, wie unsere; aber so schnarren sie durch die Nase, wie eine Sackpfeife, und kein ehrlicher Deutscher kann aus dem Zeuge, das sie in Menge vorbringen, klug werden."

Goethe und Wieland, den Lenz selbst wegen seiner großen Vorliebe für die französische Literatur als einen halben Franzosen betrachtete, suchten den auf-

gebrachten Lenz möglichst zu besänftigen. Sie verließen bald darauf sämmtlich den Hof, aber nicht ohne den Stoff zu einer geistreich fröhlichen Abendunterhaltung mitzunehmen.

Um dieselbe Zeit wurde auch ein Liebhabertheater in Weimar eröffnet, woran Goethe, Corona Schröter, Bertuch, v. Einsiedel und Andere den lebhaftesten und thätigsten Antheil nahmen. Einst spielte man „Den eifersüchtigen Ehemann.“ Die Rolle des Liebhabers in diesem Stücke war dem Herrn v. Einsiedel zugefallen. Unglücklicherweise aber überfiel diesen, kurz vor der Aufführung, eine Unpäßlichkeit. Die Rolle war in so kurzer Zeit nicht wieder zu besetzen, und zum größten Verdrusse aller übrigen Mitspielenden stockte nun das Ganze. Da schlug sich, mehr beherzt und gutmüthig, als in solchen Dingen gewandt, ein verwegener sächsischer Rittmeister ins Mittel und übernahm die Rolle. Am dritten Tage kam er zum Herrn v. Einsiedel und ließ sich dieselbe überhören. Es ging leidlich, besonders wenn man dabei, wie man konnte, auf einen guten Souffleur

rechnete. Als es aber zur Aufführung kam, wurde Alles anders, und der so unternehmende Rittmeister gerieth in die größte Verwirrung. Es wurde ihm so heiß vor der Stirn, als ob er vor einer Schwadron Husaren ritte und eben einhauen sollte; doch faßte er sich einigermaßen und spielte fort, bis auf die Scene, wo er mit seiner Geliebten von dem eifersüchtigen Ehemanne überrascht und mit einem Dolche erstochen wird. Hier vergaß er plötzlich das Stichwort, stockte und meckerte in Einem fort, und der eifersüchtige Ehemann, den Bertuch spielte, der schon lange mit einem Dolche hinter den Coulissen wartend dastand, konnte ihm durchaus nichts anhaben. Eben fing Jener seine Rolle, Stichwörter und den ganzen Plunder, wie Shakspeare sagt, wieder von vorne an, als Bertuch plötzlich, auf Anrathen Goethe's, der die Direction des Ganzen führte, auf die Bühne sprang und dem Leben seines unglücklichen Nebenbuhlers durch einen kräftigen Dolchstich gleichsam ex abrupto ein Ende zu machen suchte. Wer aber nicht fallen wollte, war der Rittmeister. Vergebens, daß ihm Bertuch zu wiederholten Malen ins Ohr raunte: „Ins Teufels Namen, so fallen Sie doch!“ Er rührte

sich nicht von der Stelle, sondern blieb kerzengerade und völlig aufrecht neben seiner Geliebten stehen, den Umstehenden, die ihm zuredeten, daß er fallen sollte, einmal über das andere versichernd, daß sein Stichwort noch nicht gekommen sei. In dieser für den Director ebenso sehr als für die Mitspieler peinlichen Lage faßte der Erstere einen heldenmüthigen Entschluß und rief mit donnernder Stimme hinter den Coulissen hervor: „Wenn er von vorn nicht fallen will, so stich ihn von hinten durch den R....n! Wir müssen ihn uns auf alle Fälle vom Halse schaffen! Er verderbt uns ja das ganze Stück!" Auf diesen entscheidenden Zuruf ermannte sich auch der sonst so thätige, jetzt aber ebenfalls etwas unschlüssig gewordene Bertuch. „Stirb!" rief auch er nun mit schrecklicher Stimme, und führte zugleich einen so nachdrücklichen Dolchstoß in die Flanke seines Widersachers, daß derselbe, durch dieses Seitenmanoeuver außer Fassung gebracht, diesmal wirklich zu Boden fiel. In demselben Augenblicke aber erschienen auch schon vier von Goethe abgeschickte handfeste Statisten, die bestimmte Ordre hatten, den Todten, er möchte wollen oder nicht, hinweg und beiseite zu schaffen. Dies ge-

schah denn auch wirklich, und zur größten Freude der Zuschauer konnte das Stück nun ungehindert fortspielen.

Oftmals bekam Bertuch, als maître de plaisir, noch ganz spät den Befehl, daß der Küchenwagen gerüstet werden mußte, weil man mit dem Frühesten in den Wald wollte. War es in der Nähe, so genügten ein paar Küchenesel. Gings aber weiter über Berg und Thal, in die Ferne, unter Gottes blauem Himmel, da gab es die Nacht genug zu schaffen, und alle Casserolen geriethen in Bewegung. In der herrschaftlichen Küche ging es nun an ein Kochen, ein Sieden, ein Braten, ein Halsabschneiden von Kapaunen, Truthähnen, Tauben und anderm Geflügel. Wo man hinsah, herrschte Thätigkeit. Die Ilmteiche mußten noch spät ihre Fische, der Wald seine Rebhühner, der Keller seine ausgelegensten Weine hergeben. Eine Gesellschaft von Herren und Damen, oft fröhlich untereinandergemischt, machte sich sodann gleich am frühen Morgen auf den Weg. Die Bäume in der tiefsten Einsamkeit, die sonst nur gleichgültige

Geier an sich vorüberziehen sahen, oder dem gaffenden Wilde, noch an der Hütte des Kohlenbrenners, eine Freistätte gewährten, wunderten sich über den singenden fröhlichen Zug; man konnte sagen, daß ihnen nun erst ihr Recht geschah, da sie eine heitere, dichterisch gestimmte Jugend unter ihren Schatten beherbergten und den Rausch einer allgemeinen Lust durch das Rauschen ihres grünen Obdachs vermehren halfen.

Bei solchen Auszügen fanden auch nicht selten kleinere und größere theatralische Spiele statt. Bäume, Wiesen, Quellen mußten die Bühne bilden. Zu Ettersburg, diesem so angenehmen Waldort, wo in der Regel ein Stand von einigen hundert Hirschen zu finden ist, sind noch die Grenzen solcher hier und da gelegentlich errichteten Waldbühnen abgesteckt. Welche lustige Auftritte es in einer so bunten, kecken, jugendmuthigen und lebensfrohen Gesellschaft gab, welchen Abstich das stille, ruhige Walten der Natur gegen das tolle Treiben bei solchen Stegreifschauspielen machte, und wie schon die Anstalten dazu einen Rahmen um das Ganze, ein Schauspiel in und außer dem Schauspiele bildeten: das wird jeder Le-

ser mit nur mäßiger Phantasie leicht sich ausmalen können.

Auch auf der Ilm, da, wo der Fluß eine anmuthige Krümmung des Ufers macht, wurde von diesen Natur- und Kunstfreunden ein förmliches Theater errichtet. Waldgebüsche, Zigeuner, Fischer, Nixen, Wassergeister, Sonne, Mond und Sterne, Alles wurde in den Gang der Handlung auf sinnreiche Weise hineingezogen und geistreich benutzt. Einer jener Perioden verdankt das Zigeunerlied:

Im Nebelgeriesel, im tiefsten Schnee ꝛc.

seine Entstehung.

Um jene Zeit war es auch, daß Goethe auf dem hohen, so romantisch einsam gelegenen Kickelhahn bei Ilmenau in einer kleinen Einsiedlerhütte, deren Fenster die weiteste Aussicht in die Haiden des thüringer Waldes eröffnen, den letzten Aufzug seiner „Iphigenie“ schrieb.

Diese halbverfallene Moos- und Baumhütte steht noch, und an ihren Wänden liest man von Goethe's Hand folgende Inschrift:

Unter allen Gipfeln ist Ruh;
In allen Wäldern hörest du
Keinen Laut!
Die Vögelein schlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfst auch du!

Zu Ettersburg sind überall noch an den Bäumen halbe und ganz verwachsene Inschriften vorhanden, die auf jene schönen Tage von Aranjuez, welche eine lebenslustige, dichterisch gestimmte Jugend hier, im Schoose der Natur, zwischen Wald und Wiesen so glücklich hinbrachte, nicht selten einen sinnigen Bezug haben.

Unten nach der Einsiedlerhütte zu, wo ein Besuch von Hirschen nicht selten ist, und wo man sich um Egidi herum im Mondenschein zum Hirschverhör hinstellen kann, ist noch ein majestätischer Baum zu sehen, in dessen Rinde eingeschnitten, gleichsam wie in einem lebendigen Stammbuche, die so ehrwürdigen Namen: Herder, Gleim, Lavater, Wieland, Goethe, mit deutlichen Zügen zu lesen sind.

4. Goethe und Klinger.

Bekanntlich war Klinger Goethe's Landsmann. Eines Morgens (so erzählte mir einst, als von Klinger, seinen Schriften, seinem Aufenthalte in Weimar und seinem Abgange nach Petersburg, wo er General ward, die Rede war, ein Freund) sei Klinger zu Goethe gekommen, habe ein groß Packet mit Manuscripten aus der Tasche gezogen und ihm daraus vorgelesen. Eine Weile habe er's ausgehalten, dann aber sei er mit dem Ausruf: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was Du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" von seinem Stuhle aufgesprungen und davongelaufen. Dadurch aber habe Klinger sich nicht im Geringsten irre machen oder aus seiner Fassung bringen lassen, sondern nachdem er ganz ruhig aufgestanden und das Manuscript in die Tasche gesteckt, habe er weiter nichts gesagt als: „Curios! Das ist nun schon der Zweite, mit dem mir das heute begegnet ist!" Wieland versicherte, in solchem Falle würde er schwerlich so gleichgültig geblieben seyn. Goethe nahm mit großer Gelassenheit das Wort und sagte: „Ich auch

nicht! Aber daraus seht Ihr eben, daß der Klinger durchaus zu einem Generale geboren ist, weil er eine so verteufelte Contenance hat. Ich habe es Euch schon damals vorausgesagt."

---

5. Von Einsiedel.

Von Einsiedel ist nicht nur der gelehrten Welt durch seine Bearbeitung der „Brüder" des Terenz rühmlich bekannt, sondern auch im „Dschinnistan" von Wieland haben mehrere artige Märchen ihn zum Verfasser. Er besaß manche höchst originelle Eigenthümlichkeit. So konnte er z. B. durchaus kein Bier leiden. Einst sagte Jemand zu ihm: „es widerstehe ihm nichts so sehr, als wenn er früh Morgens in ein Haus käme, wo noch die von gestern Abend halbangefüllten Gläser und Flaschen auf dem Tische herumständen." — „Halten's zu Gnaden," fiel ihm hier Einsiedel hitzig ins Wort, „wenn mir dergleichen jemals begegnete, in solch ein verwünschtes Haus würde ich zeitlebens nicht wieder einen Fuß setzen." — Ein andermal versicherte Jemand, der das Bier auch

nicht leiden konnte: nicht nur, daß er zeitlebens keinen Tropfen Bier genossen, nicht einmal das Wort Bier habe er in seinen Munde genommen. — „Halten's zu Gnaden," entgegnete Einsiedel diesem aufs heftigste, „und ich habe es zeitlebens noch gar nicht einmal geschrieben." — Er schrieb eine sehr unleserliche Hand und war dabei ebenso geistreich als zerstreut. Mit großem Eifer brachte er einmal ein mächtiges Packet Manuscript zu einem Freunde in die Stube, das er ihm mit den Worten übergab: „Das ist ein Roman, den ich vor sechs Jahren geschrieben habe; es sind herrliche Sachen darin, aber der Teufel mag's lesen! Sieh zu, was Du herausbringst!"

Herr v. Einsiedel vereinte hohe Liebenswürdigkeit und Anmuth des Wesens mit einnehmendem äußern Betragen; Vorzüge, die nur durch seine Aufrichtigkeit und Herzensgüte übertroffen wurden. Als Kammerherr am Hofe der verwitweten Frau Herzogin Amalie war er einer der ersten und ältesten Freunde Wieland's, der ihn ausnehmend hochschätzte.

6. Goethe und Gleim.

„Kurz darauf, nachdem Goethe seinen „Werther“ geschrieben hatte,“ erzählte mir der alte ehrwürdige Gleim, „kam ich nach Weimar und wollte ihn gern kennen lernen. Ich war Abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich Eins und das Andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen, aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzenden italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jä-

gersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzu sehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:"

Die Zephyr'n lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet ihr Licht mit Wonne.

„Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich Keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es als, ob den Vorleser der Satan des Übermuthes beim Schopfe nehme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht

im Almanach standen, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse, und wie es nur immer gehen wollte, Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte."

„Was hat er nicht Alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt! Mitunter kamen so prächtige, wiewol nur ebenso flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibepulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zu Theil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel

mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet; dem es aber en passant wol auch einmal begegnet, und der es nicht übelnimmt, wenn man ihm — ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt."

„Das ist entweder Goethe oder der Teufel!" rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. — „Beides", gab mir dieser zur Antwort; „er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen."

Gleim ergetzte sich ausnehmend über diesen Schwank; ebenso Wieland, aus dessen Munde ich ebenfalls die bedeutsamern Züge, wie sie hier vorkommen, zum öftern gehört und gesammelt habe.

---

7. Goethe und Herder.

Als ich einst von Goethe's erhabenem, gleichgültigen Schweben über dem Spiele der Welt in dem oben mitgetheilten Sinne sprach, da unterbrach mich

der Mann mit hochgewölbter Stirn, unter welcher, wie aus einem Tempel Gottes, ein paar Feueraugen hervorleuchteten, mit folgenden Worten: „Alles recht gut! Ob sich aber der Mensch hier in diese Region versteigen soll, wo gemalte und wirkliche Leiden ihm Eins sind, wo er aufhört Mensch, wenn auch nicht Künstler zwar zu seyn, wo das Licht nur noch scheint, aber weder wärmt noch erquickt; und ob diese Maxime, anerkannt, nicht zu einer allgemeinen Charakterlosigkeit führen würde, das ist doch eine andere Frage. Den Göttern wollen wir immerhin den Standpunkt ihrer ewigen Ruhe nicht streitig machen. Mögen sie Alles auf dieser Erde wie ein von ihnen absichtlich geordnetes Spiel betrachten! Uns aber, die wir als Menschen menschlichen Bedürfnissen anheimgegeben sind, soll man mit keinem buntgemalten Theatervorhange hinhalten; man soll uns den heiligen Ernst lassen, ohne welchen alle Kunst zuletzt doch nur in eine leere Gaukelei ausartet. Spiel und immer nur Spiel! Sophokles ist kein Spielmann gewesen; Äschylus noch weniger. Das sind Alles Erfindungen neuer Zeit, die wenig oder nichts taugen. David sang Hymnen, kühner als Pindar, und nebenbei regierte er

[illegible] — [illegible] Ihr? — Es ist gut [illegible] bis zur Ceder auf [illegible] in [illegible] ihren Erscheinungen [illegible] beliebt, in Euch [illegible] mir dabei die Krone aller [illegible] Menschen, in seiner sittlich ange- [illegible] den Augen rücken. Wenn [illegible] wie er Rom ansteckt und indeß [illegible] — ja der spielt auch! Es ist [illegible] Was geht es Nero's Baumei- [illegible] Weiber und Kinder in eine brennende [illegible] stürzen mußten! Das ist eine [illegible] Er seinerseits entwirft den [illegible] Rom, und wenn nur [illegible] auf [illegible] sich gut ausnimmt [illegible] völlig zufrieden. Am [illegible] nach einem verbesserten Geschmacke [illegible], und man muß dem Herrn der Welt noch [illegible] wissen, daß er diese Reform veranlaßte. [illegible] ein gemaltes und ein wirkliches [illegible] ist so groß nicht. Wir sind [illegible] Männer, und wie wir sind und [illegible] ist es jedesmal das Rechte."

Denn Recht hat jeder eigene Charakter;
Es gibt kein Unrecht, als den Widerspruch!

Die mächtige Stimme, die diese Worte sprach ist längst auch verhallt. Aus den nämlichen Gesinnungen, welche zu denen von Goethe sich wie der Norden gegen den Süd verhalten, wird der Leser leicht errathen, daß es die von Herder war. Merk, gleichfalls einem frühern Jugendfreunde des Dichters, wollte diese unbedingte Richtung seines Wesens in die Contemplation ebenso wenig gefallen. Einst sagte er zu ihm, wie mir Herder erzählte, auf seine pikant kräftige Weise: „Siehst Du, im Vergleiche mit Dem, was Du in der Welt seyn könntest und nicht bist, ist mir Alles, was Du geschrieben hast, Dr...!"

Merk war ein halbes Jahr in Weimar und zuletzt so verstimmt, daß er Goethe gar nicht mehr sah. „Was Teufel," fuhr er auf, „fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen? Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?" Merk, wie Herder hinzusetzte, war ein Sonderling, streng in manchen Stücken, oft paradox, zuweilen verfinstert,

ein Königreich. — Was regiert Ihr? — Es ist gut und löblich, daß Ihr den Ysop bis zur Ceder auf dem Libanon, die Natur in allen ihren Erscheinungen erforscht oder, wie Euch zu sagen beliebt, in Euch aufnehmt; nur sollt Ihr mir dabei die Krone aller Erscheinungen, den Menschen, in seiner sittlich angeborenen Größe nicht aus den Augen rücken. Wenn ich mir Nero denke, wie er Rom ansteckt und indeß die Leier dazu rührt — ja der spielt auch! Es ist ein prächtiges Bild! Was geht es Nero's Baumeister an, ob Weiber und Kinder in eine brennende Stadt ihre Thränen schütten mußten! Das ist eine Geschichte von gestern. Er seinerseits entwirft den Riß zu dem neu zu erbauenden Rom, und wenn nur die Zeichnung auf dem Papiere sich gut ausnimmt oder nicht verläuft, so ist er völlig zufrieden. Am Ende wird Alles nach einem verbesserten Geschmacke aufgeführt, und man muß dem Herrn der Welt noch dazu Dank wissen, daß er diese Reform veranlaßte. Hier haben wir denn ein gemaltes und ein wirkliches Rom. Der Unterschied ist so groß nicht. Wir sind Künstler, Götter, Neronen, und wie wir sind und was wir sind, so ist es jedesmal das Rechte."

Denn Recht hat jeder eigene Charakter;
Es gibt kein Unrecht, als den Widerspruch!

Die mächtige Stimme, die diese Worte sprach ist längst auch verhallt. Aus den nämlichen Gesinnungen, welche zu denen von Goethe sich wie der Norden gegen den Süd verhalten, wird der Leser leicht errathen, daß es die von Herder war. Merk, gleichfalls einem frühern Jugendfreunde des Dichters, wollte diese unbedingte Richtung seines Wesens in die Contemplation ebenso wenig gefallen. Einst sagte er zu ihm, wie mir Herder erzählte, auf seine pikant kräftige Weise: „Siehst Du, im Vergleiche mit Dem, was Du in der Welt seyn könntest und nicht bist, ist mir Alles, was Du geschrieben hast, Dr...!"

Merk war ein halbes Jahr in Weimar und zuletzt so verstimmt, daß er Goethe gar nicht mehr sah. „Was Teufel," fuhr er auf, „fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen? Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?" Merk, wie Herder hinzusetzte, war ein Sonderling, streng in manchen Stücken, oft paradox, zuweilen verfinstert,

aber nicht selten voll herrlicher Lichtblicke; es war sein eigener feuriger Geist, der an ihm zehrte; er zerfiel nach und nach in sich selbst; es leuchtete noch ein paarmal, zuletzt wurde er Asche. Merk endete durch Selbstmord.

Goethe seinerseits fühlte sich nicht selten recht schmerzlich durch diese Verkennung seiner Freunde, wozu auch Jacobi gehörte, in seinem Innersten verletzt. Er that, was er seiner Natur nach nicht lassen konnte, und hatte dessen kein Arg. Wofern kein Lob, so erwartete er doch auch wenigstens keine lieblosen Vorwürfe. Aber seine Freunde wollten ihn nun durchaus einmal anders haben. Der von der Natur Auserwählte sollte auch nur das Auserwählte darstellen; sie wollten ihn in einen zwar edeln und auserlesenen, aber doch immer nur in einen sehr beschränkten Kreis bannen, nämlich in denselben, worin er zuerst ihre Gunst gewonnen hatte. Goethe's Genius dagegen war weit umfassender und verschmähte jeden Weg, der ihn von der Natur abführte oder gar trennte.

Da der Widerspruch zwischen ihm und Herder ein wesentlicher war, so seltene Naturen Beide auch

waren, so war ebendeßhalb an keine Ausgleichung zu denken. Bei Herder wurde alle Gestalt zur Idee, ja er löste sogar alle Geschichte in Ideen zur Geschichte der Menschheit auf; in Goethe dagegen verlor sich alle Idee in Gestaltung. Er hätte sich, wie wir oben vernahmen, lieber das unvollkommene Reden abgewöhnt, wie die Natur selbst durch Symbole fortgesprochen und sich in Blumen und Sterne sinnig hineingeträumt. Ihm genügte es, wie die Natur, in unbelauschter Einsamkeit mit sich selbst zu spielen und durch alle Formen des Lebens hindurch ein anmuthiges Daseyn zu wechseln. Er bedauerte, wurde etwa bei solchen Gelegenheiten Herder's erwähnt, dessen nordische Einsamkeit, und daß er jene heitern anmuthigen Spiele der Kunst in den gewitterschweren Dunstkreis der Politik und des Lebens mit aller Gewalt herabnöthigen wollte. Beides, wie er bedächtig sogleich hinzusetzte, seien zwei für sich und in sich völlig abgeschlossene Kreise; man müsse sie nothwendig auseinanderhalten, jeden für sich und Gott für uns Alle gewähren lassen. Was daher bei Goethe beschränkt hieß, nannte Herder menschlich schön; und was Herder dagegen als Unendlichkeit einer großen

Idee ansprach, die sich nun in verschiedenen göttlichen Verzweigungen, bald als Heldenmuth, bald als Gesetzgebung, bald als begeisterte Dichtkunst dem Menschen offenbart, oder als Weltgeschichte kundgibt, solche Erhabenheit rührte Goethe so wenig, daß sogar Charaktere, wie Luther und Coriolan, ihn in ein gewisses Unbehagen versetzten, was sich nur dadurch befriedigend erklären läßt, daß ihr Wesen mit dem seinigen in einem geheimen Widerspruche stand.

Goethe war eine schöne, Herder dagegen eine erhabene Natur. Von dem Geiste seiner Zeit war Herder mächtig angerührt; er trug sie in sich, er schritt ihr vor, ja er hat sie in seinen Schriften ausgeprägt. Ein Reich sittlicher Gestaltung wollte er begründen. Aus allen Himmelsstrichen und Zeiten trug er emsigfroh alles Große und Schöne wie ein verlorenes Kleinod zusammen, um seinen geliebten Humanus, das in der Zeit nachgedunkelte Ebenbild Gottes, die arme von ihm geliebte Menschheit damit auszustatten und ihr den verlorenen Glanz von Eden wiederzugeben. Alles, was Herder unternahm, bezweckte ein höheres menschliches Handeln. Wen sollte ein solches Bestreben nicht mit Ehrfurcht und Liebe

erfüllen? Er verwünschte die Bücher — „aber schrieb welche,“ setzte Wieland, der unendlich an Herder hing, auf anmuthig scherzende Weise hinzu, als einmal von dieser Abneigung desselben in seiner eigenen Gegenwart die Rede war, ohne daß der liebenswürdige Dichter den tiefen Seelenschmerz des Mannes, der dieser Äußerung zum Grunde lag, in seinem ganzen Umfange erfaßte oder nach Verdienst würdigte. Eben weil diese praktische Richtung dem goethe'schen Wesen fremd war und seiner ganzen Anlage nach seyn mußte, konnten sie sich, wo es solche Gegenstände galt, auch niemals verständigen. In diesem einzigen Punkte sind Beide sich ewig fremd geblieben.

---

8. Goethe und Wieland.

Wieland's Leiche war heute, Sonntag den 24. Jan. 1813, im bertuch'schen Hause ausgesetzt.

Ich kämpfte lange mit mir, ob ich ihn noch einmal im Tode sehen sollte, oder nicht. Den Abend brachte ich in einem geselligen Kreise hin, wo „Die natürliche Tochter“ gelesen wurde; aber mein

Herz war nicht dabei. Ich ging früher als gewöhnlich nach Hause. Es mochte neun Uhr seyn. Ich wollte nicht dahin, wohin mich mein Herz zog; aber in der Esplanade erfaßte es mich mit einer solchen Gewalt, daß ich nicht länger widerstehen konnte. Die Straßen waren sehr lebendig, und gleichsam unwillkürlich folgte ich dem Strome von Leuten in der Richtung, die er zu Bertuch's Hause genommen hatte. Wie ich durch die Thüre gekommen, weiß ich nicht; es standen Schildwachen davor. Die schöne Hausflur war von allen Seiten mit unzählichen Leuchten erhellt. „Oberon," „Musarion," wie man mir nachher erzählte, sollen nebst dem Orden der Ehrenlegion auf einem Kissen von Sammet gelegen haben. Das hab' ich Alles nicht bemerkt; ich sah nur den Sarg und darinliegend eine zwar edle, aber mir völlig unkenntliche Gestalt, welcher man einen Lorberkranz auf die Schläfe gedrückt hatte. Auch dieses ist mir noch erinnerlich, daß darauf Jemand aus dem Gedränge — ich glaube Bertuch der Jüngere, dem es beschieden war, jenen Heroen unserer Literatur, Herder und Wieland, bald genug nachzufolgen — zu mir trat und mit wehmüthiger Stimme sagte: „Wir haben

einen großen Verlust erlitten!" und daß, als ich nun diese Worte hörte und zugleich das alte, freundliche, sonst so holdselige Gesicht so ernst, so verfallen, so ganz verändert bei dem Scheine der Todtenkerzen im Sarge erblickte, eine unaussprechliche Wehmuth mich ergriff, ich kein Wort über die Lippen bringen konnte, sondern still in einen Winkel treten und mich von der Menge unbemerkt ausweinen mußte. Zu Hause angekommen, verfolgten mich diese traurigen Empfindungen noch mehrere Stunden tief in die Nacht hinein. Wie bei Herder's Tod, als die Glocken, die ihm zu seiner Ruhestätte durch die Stadt das feierliche Geleite gaben, ihren ersten Klang anhuben, fand ich nur Tröstung, so lange sich der Schmerz über einen so ungeheueren Verlust in Thränen ergießen konnte.

Montag, den 25. Jan., am Tage Pauli Bekehrung, war Wieland's Begräbnißtag. Man hatte die Leiche nach Osmannstädt geschafft, um sie dort in seinem Garten neben seiner Gattin und Sophie Brentano beizusetzen.

Ich fühlte mich zu tief erschüttert, als daß ich diesem Leichenzuge hätte beiwohnen können. Auch

war ich auf Nachmittag zu Goethe beschieden, für dessen Gesundheit wir mehr als jemals unter diesen Umständen zu fürchten hatten. Er war ebenfalls durch diesen Todesfall äußerst bewegt, wie ich schon oben erzählte. Als unter Anderm zufällig auch die Rede auf seine „Natürliche Tochter" kam, von welcher gestern, wie ich oben bemerkte, eine Vorlesung gehalten wurde, fragte ich ihn, ob wir bald eine Fortsetzung derselben erwarten dürften. Goethe schwieg eine Weile, alsdann gab er zur Antwort: „Ich wüßte in der That nicht, wo die äußern Umstände zur Fortsetzung oder gar zur Vollendung derselben herkommen sollten. Ich habe es meinerseits sehr zu bereuen, auf Schiller's Zureden von meinem alten Grundsatze abgegangen zu seyn. Dadurch, daß ich die bloße Exposition dieses Gedichtes habe drucken lassen — denn für mehr kann ich Das selbst nicht ansprechen, was im Publicum davon vorhanden ist — habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichsam im Voraus hinweggenommen. Die verkehrten Urtheile, die ich auf diesem Wege erfahren konnte, mußten dann auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin selber so völlig von dieser Arbeit zurück, daß ich damit um-

gehe, auch sogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerstören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf eine ungeschickte Art fortsetzt."

Ich bemerkte, um Goethe's Mismuth etwas zu mildern, was Herder ehemals zu mir von dieser Tragödie gesagt hätte, und führte zu dem Ende seine eigenen Worte an. Er nannte sie die köstlichste, gereifteste und sinnigste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höhern Ansichten entwickelt hätte, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig wäre. „Wenn dem so ist," fiel mir Goethe ins Wort, „so laßt mich das Obengesagte wiederholen: wo sollen wir die Zeitumstände zur Fortsetzung eines solchen Gedichtes hernehmen? Was jener geheimnißvolle Schrank verberge, was ich mit dem ganzen Gedichte, was ich mit dem Zurücktreten der Fürstentochter in den Privatstand bezweckte: darüber wollen wir uns in keine nähere Erklärung einlassen; der Torso selbst und die Zeit, wenn der finstere Parteigeist, der sie nach tausend Richtungen bewegt, ihr wieder einige Ruhe der Betrachtung

gestattet, mag für uns antworten!“ — „Gerade von diesen Punkten aus war es,“ fiel ich ihm ins Wort, „wo Herder eine sinnreiche Fortsetzung und Entwickelung des allerdings mehr epischen als dramatischen Stoffes erwartete. Die Stelle besonders, wo Eugenie so unschuldig mit ihrem Schmucke spielt, indeß ein ungeheures Schicksal, das sie in einen andern Welttheil wirft, schon dicht hinter ihr steht, verglich Herder sehr anmuthig mit einem Gedicht der griechischen Anthologie, wo ein Kind unter einem schroff herabhängenden Felsen, der jeden Augenblick den Einsturz droht, ruhig entschlafen ist. Im Ganzen aber — wie er zugleich bei dieser Gelegenheit hinzusetzte — ist der Silberbleistift von Goethe für das heutige Publicum zu zart; die Striche, die derselbe zieht, sind zu fein, zu unkenntlich, ich möchte fast sagen, zu ätherisch. Das an so arge Vergröberungen gewöhnte Auge kann sie ebendeßhalb zu keinem Charakterbilde zusammenfassen. Die jetzige literarische Welt, unbekümmert um richtige Zeichnung und Charakter, will durchaus mit einem reichergiebigen Farbenquast bedient seyn!“ — „Das hat der Alte gut und recht aufgefaßt!“ äußerte Goethe bei diesen Worten. „Indeß,“ nahm ich

die Rede wieder von Neuem auf und fuhr fort, „Herder wünschte nichts angelegentlicher als die Beendigung eines Werkes, das er eben wegen seiner Einfalt und Zartheit und der Perlenebne seiner Diction, wie er es nannte, mit keinem jener Producte vertauschen möchte, die, in Farben schwimmend, die Ungewißheit ihrer Umrisse nur allzuoft durch ein glänzendes Colorit verbergen." Goethe meinte hierauf, er wollte selbst, es wäre so und Herder's Wunsch damals in Erfüllung übergegangen; „nun aber," wie er sogleich hinzusetzte, „ist es für uns Beide zu spät. Ich werde dieses Gedicht so wenig vollenden, als es Herder jemals lesen wird."

Unbemerkt lenkte sich das Gespräch von hier aus wieder auf Wieland, „dem," wie Goethe bemerkte, „es allein gegeben war, dem Publicum theilweise seine Werke im „Deutschen Mercur" vorzulegen, ohne daß er durch die verkehrten Urtheile der Menge, mit denen er sich dadurch in Berührung setzte, je die Freude an seiner Arbeit verlor. Er änderte sie auch wol dem Publicum zu Gefallen ab, welches ich da, wo das Werk aus einem Gusse ist, am wenigsten gutheißen kann."

„Um uns der trüben Gedanken in diesen Tagen zu entheben, haben wir kürzlich wieder den „Pervonte" zur Hand genommen. Die Plastik, der Muthwille dieses Gedichtes sind einzig, musterhaft, ja völlig unschätzbar. In diesem und ähnlichen Producten ist es seine eigentliche Natur, ich möchte sogar sagen, aufs allerbeste, was uns Vergnügen macht."

„Der unvergleichliche Humor, den er besaß, war, sobald er über ihn kam, von einer solchen Ausgelassenheit, daß er mit seinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte. Mochte sich derselbe über Sittenlehre, Welt und geselligen Anstand tausenderlei weis machen, und sich und Andern seines Gleichen unverbrüchliche Regeln und Gesetze darüber in Menge vorschreiben, sie wurden alle nicht gehalten, sobald er ins Feuer, oder vielmehr, sobald das Feuer über ihn kam. Und da war er eben recht, und Das, was er immer hätte seyn sollen, eine schöne, höchst anmuthige Natur. Ich erinnere mich noch der Vorlesung eines der ersten Märchen aus „Tausend und eine Nacht," das er in Versen bearbeitete, und worin das „Fische! Fische! thut ihr eure Pflicht," vorkommt. In diesem ersten Entwurfe war Alles so curios, so aller-

liebst toll, närrisch, phantastisch, daß ich auch nicht die Änderung der kleinsten Zeile davon mir würde gestattet haben. Wie sollte das aber Wieland über sein Herz bringen, der Kritik, womit er sich und Andere sein Lebelang plagte, ein solches Opfer darzubringen? In der rechten Ausgabe mußte das Tolle verständig, das Närrische klug, das Berauschte nüchtern werden. Ich möchte Sie wohl aufmuntern, dergleichen Gedichte wie „Pervonte" und andere öfters in Gesellschaft vorzulesen. Es fodert indessen einige Vorbereitung. Wieland's Verse wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen seyn, wenn man sich einer augenblicklichen Wirkung davon versichern will. Es ist ein unvergleichliches Naturel, was in ihm vorherrscht. Alles Fluß, Alles Geist, Alles Geschmack! Eine heitere Ebene ohne den geringsten Anstoß, wodurch sich die Ader eines komischen Witzes nach allen Richtungen ergießt und, je nachdem die Capricen sind, wovon sein Genius befallen wird, auch sogar seinen eigenen Urheber nicht verschont. Keine, auch nicht die entfernteste Spur von jener bedachtsam mühseligen Technik, die Einem die besten Ideen und Gefühle durch einen verkünstelten Vortrag zuwider-

macht, oder wol gar auf immer verleibet. Eben diese hohe Natürlichkeit ist der Grund, warum ich den Shakspeare, wenn ich mich wahrhaft ergetzen will, jedesmal in der wieland'schen Übersetzung lese. Den Reim behandelte Wieland mit einer großen Meisterschaft. Ich glaube, wenn man ihm einen ganzen Setzkasten voll Wörter auf sein Schreibepult hingeworfen hätte, er wäre damit zu Rande gekommen, sie zu einem lieblichen Gedichte zu ordnen. Von der neuen Schule und der Ansicht, womit sie sich Wieland und seinen Schriften gegenüberstellte und seinen wohlverdienten, vieljährigen Ruhm dadurch in Schatten zu bringen hoffte, möchte ich lieber ganz geschwiegen haben. Sie hatten es freilich so übel nicht vor; sie wollten einen falschen Enthusiasmus auf die Bahn bringen, und dabei mußte ihnen freilich Wieland's Verspottung alles Enthusiastischen sehr ungelegen in den Weg kommen. Laßt aber nur ein paar Jahrzehnte vergangen seyn, so wird aller dieser Schattenseiten, die man so geflissentlich in Wieland aufzudecken suchte, nur sehr wenig gedacht werden; er selber aber wird als humoristischer, geschmackvoller Dichter denjenigen heitern Platz im Jahrhunderte behaupten,

worauf er von Natur die gerechtesten Ansprüche besitzt.“

„Selbst eine ursprünglich enthusiastische Natur, wie sich aus den „Sympathien eines Christen,“ sowie aus einigen andern Jugendproducten Wieland's zur Genüge abnehmen läßt, lebte er gleichsam in beständiger Furcht vor einem Rückfalle und hatte sich dagegen die verständige Kritik als Präservativ verschrieben. Schon die oftmalige Rückkehr zu den nämlichen Gegenständen seines Spottes erweist diese Behauptung. Die höhern Anfoderungen seiner Seele wollen sich nun einmal nicht abweisen lassen, und es trifft sich recht oft, wo er den Platonismus, oder irgend eine andere sogenannte Schwärmerei verspotten will, daß er beide recht schön, ja mit der Glut einer liebenswürdigen Begeisterung darstellt. Alles unterwarf er dem Verstande, und besonders einem ihrer Lieblingszweige, der Kritik. Auf diesem Wege gelangt man freilich zu keinem Resultate. Dies sieht man deutlich auch an Wieland's letztem Werke, den von ihm übersetzten Briefen des Cicero. Dieselben enthalten die höchste Verdeutlichung des damaligen Zustandes der Welt, die sich zwischen den Anhängern des Cäsar und Bru-

tus getheilt hatte. Sie lesen sich mit derselben Frische, wie eine Zeitung aus Rom, indeß sie uns über die Hauptsache, worauf eigentlich Alles ankommt, in völliger Ungewißheit lassen. Das macht, es war Wieland in allen Stücken weniger um einen festen Standpunkt als um eine geistreiche Debatte zu thun. Zuweilen berichtigt er den Text in einer Note; würde es aber auch nicht übel nehmen, wenn Jemand aufträte und wieder durch eine neue Note seine Note berichtigte. Übrigens muß man Wieland deswegen nicht gram werden; denn gerade diese Unentschiedenheit ist es, welche den Scherz zulässig macht, indeß der Ernst immer nur Eine Seite umfaßt und an dieser mit Ausschließung aller heitern Nebenbeziehungen festhält. Die besten und anmuthigsten seiner Producte sind auf diesem Wege entstanden und würden ohne diese seine Launenhaftigkeit gar nicht einmal denkbar seyn. Dieselbe Eigenschaft, die ihn in der Prosa zuweilen beschwerlich macht, ist es, die ihn in der Poesie höchst liebenswürdig erscheinen läßt. Charaktere, wie Musarion, haben ihre ganz eigenthümliche Liebenswürdigkeit auf eben diesem Wege erhalten."

Als Goethe hörte, daß ich gestern Wieland im Tode gesehn und mir dadurch einen schlimmen Abend und eine noch schlimmere Nacht bereitet hatte, wurde ich darüber tüchtig von ihm ausgescholten. „Warum," sagte er, „soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Ich habe mich wohl in Acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die verwitwete Frau Herzogin Amalia im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Portraitmaler. Ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild, als seine Masken, von meinen sämtlichen Freunden im Gedächtniß aufbewahren. Also bitte ich es Euch, wenn es dahin kommen sollte, auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht verhehlen, eben das ist es, was mir an Schiller's Hingang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht Das, was ich liebe. Zwar ist das Ausstellen der Leichen

eine uralte, gute Gewohnheit und sogar nöthig fürs Volk und die öffentliche Sicherheit. Es beruht etwas darauf für die Gesellschaft, nicht nur, daß man weiß, daß ein Mensch, sondern auch wie er gestorben ist. Deßhalb, daß man überhaupt stirbt, läßt sich Niemand ein graues Haar wachsen; aber Jedem von uns muß daran gelegen seyn, daß kein Leben früher, als der Naturlauf es gebietet, sei es von geldgierigen Erben oder auf eine andere, jedesmal unbeliebige Weise den Kreisen, worin es sich bewegt, unterschlagen werde."

Mitten in dieser Unterhaltung war August v. Goethe hereingetreten, der heute seines Vaters Stelle versehen und Wieland's Begräbnisse zu Osmannstädt in seinem Namen und Auftrage mit beigewohnt hatte. Aus seinem Munde vernahmen wir sogleich nähere Umstände dieser Bestattung. Goethe lobte die getroffenen Einrichtungen; besonders auch, daß Einige von der Regierung, Andere von der Kammer, gleichsam aus der Mitte beider Collegien, bei dieser Feierlichkeit zugegen gewesen waren. „Es ist die letzte Ehre," fügte er hinzu, „die wir ihm und uns selbst zu erzeigen im Stande sind. Allemal zeugt es von einem

würdigen Sinne, wenn man solche Anlässe gehörig benutzt; und wenn sonst nichts, so legen wir dadurch vor der Welt wenigstens ein Zeugniß ab, daß wir nicht unwerth sind, ein so seltenes Talent eine lange Reihe von Jahren hindurch in unserer Mitte besessen zu haben.“ Sein Sohn mußte ihm darauf die Begräbnißstelle, den Ort im Garten, den Stein, Alles aufs genauste bezeichnen. Auch vernahm er es nicht ungern, daß über fünfhundert Menschen aus den umliegenden Dörfern sich heute unaufgefodert bei Wieland's Grabe eingefunden hatten.

---

9. Goethe und der König Ludwig von Holland.

Es war am 10. Nov. 1810, als Goethe nicht längst von Töplitz zurückgekommen war. Folgende nähere Umstände über seinen dortigen Aufenthalt habe ich damals wörtlich, wie er sie mir mittheilte, niedergeschrieben.

Er wohnte daselbst in dem nämlichen Hause, wo sich auch der König von Holland einmiethete. Goethe wollte sogleich ausziehen und die ganze Etage räumen,

der König aber litt es nicht, sondern erklärte, daß er auf keinen Fall Gebrauch davon machen würde.

Goethe's Urtheil über den König von Holland, den er von nun an zum öftern sah, und mit dem er, nur durch die Thür eines Schlafzimmers von ihm getrennt, eine Zeitlang in Töplitz zubrachte, bin ich im Stande, da ich dies noch an demselben Abende schreibe, aus treuem Gedächtniß wiederzugeben. „Ludwig," sagte Goethe, „ist die geborene Güte und Leutseligkeit, sowie sein Bruder Napoleon die geborene Macht und Gewalt ist. Sonderbar überhaupt sind die Eigenschaften unter diesen Brüdern gemischt und vertheilt, die doch als Zweige einer und derselben Familie angehören. Lucian z. B. verschmähte ein Königreich und beschäftigte sich zu Rom mit der Kunst. Mit dem sanften Ludwig scheint die Niederlegung eines zweiten Königreiches in so stürmischen Zeiten, wie die unsrigen, geboren zu seyn. Milde und Herzensgüte bezeichnen jeden seiner Schritte. Sonach ist es keineswegs Eigensinn, wie man gemeint hat, der ihn zu dieser auffallenden Handlung, seinem Bruder gegenüber, verleitete; im Gegentheil ist Ludwig einer der sanftmüthigsten, friedfertigsten Charaktere, die ich im Laufe

meines Lebens kennen lernte; nur, was freilich eben=
daraus folgt, daß ihn alles Ungerechte, Ungesetzmäßige,
Unbarmherzige in tiefster Seele verletzt und ihm gleich=
sam von Natur zuwider ist. Irgend ein Thier ge=
quält, ein Pferd gemishandelt, oder ein Kind leiden
zu sehen, erträgt er nicht; man sieht es seinen Ge=
berden, seinem ganzen Benehmen in solchen Lagen
an, es empört sein Inneres; es macht ihn unglück=
lich, wenn in seiner Gegenwart etwas Rohes ge=
schieht, ja, wenn er auch nur davon erzählen hört.
Vorfallende Unschicklichkeiten, in Beziehung auf seine
Person, vergibt er weit leichter. Eine schöne Seele,
eine überall ruhige Fassung des Gemüthes, im Hin=
tergrunde Gott ohne die geringste religiöse Schwärme=
rei: das sind die ersten, die wesentlichsten Grundzüge
zu Ludwigs Charakter, die dabei zugleich einen Theil
eines ganz unverfälschten Wesens ausmachen, das
nicht etwa anerzogen, angelernt, sondern dieser schö=
nen Natur ganz eigenthümlich ist. Wie ein glänzen=
der Silberfaden zieht sich die Religion durch alle seine
Gespräche und Urtheile; sie erheitert gleichsam den
dunkeln Grund seiner oft etwas schwermüthigen Le=
bensbetrachtung. Was irgend in der Weltgeschichte

sein schönes sittliches Wesen schmerzlich berührt, erhält sogleich eine sanfte Abweisung. Er verwirft daraus Alles, was nach seinem Gefühle nicht recht und wider die göttliche Vorschrift ist. Hieraus entsteht nothwendig die Beschränkung seines Urtheils in manchem Stücke, die aber durch die Ruhe eines schönen Gemüthes unter allen noch so trübseligen Umständen reichlich aufgewogen wird. Die Zeit ist nach seiner Meinung heftig verworren und sehr böse; aber daraus folgt keineswegs, daß sie immer so bleiben werde. Man darf in seiner Gegenwart keine Maxime aussprechen, die irgend einer seiner christlich moralischen Ansichten zuwiderlautet oder sie gar aufhebt; sonst wird er still, wortkarg, oder wendet sich, jedoch ohne Streit und Widerspruch, aus dem Gespräche. Als er nach Töplitz kam, fühlte er sich so schwach, daß man ihn führen mußte; in der Folge ging es aber besser. Wie es einem so zart und empfindlich gestimmten Wesen gelingen konnte, den schweren Kampf zwischen Holland und seinem eisernen Bruder durchzukämpfen, ohne daß das Gewebe seiner Nerven zerriß und er selber zu Grunde ging, ist mir noch immer ein Räthsel. Es ist bewundernswürdig, daß die Macht der

Idee ihn so über den widerwärtigen Umständen empor-gehalten hat. Was er als Oberhaupt einer berühmten Nation dieser, was er sich selbst schuldig zu seyn glaubte, nachdem er sich dessen einmal als König von Holland bewußt geworden war, verfolgte er auch gegen Frankreich und gegen seinen Bruder mit demjenigen strengen und sittlichen Ernste, der seiner Natur eigen ist. Von dem Augenblicke an, wo Napoleon van der Schelde, von dem Rheine, von der Maaß nur noch wie von den Adern des großen französischen Staats-körpers sprach und das Blut, was die tapfern Vor-fahren unter Philipp dem Zweiten, um Holländer zu seyn, so heldenmüthig verspritzt hatten, gar nicht wei-ter in Anschlag brachte, blieb ihm nichts Anderes übrig, als einen Thron zu verlassen, den er nicht länger glaubte auch nur mit einiger Würde behaup-ten zu können. Es ist dieses sonach kein Schritt, der, um Aufsehen zu erregen, von ihm gethan wurde, sondern Alles, was in dieser Sache öffentlich gesche-hen ist, geht vielmehr aus der innersten Überzeugung eines Wesens hervor, dem die Ruhe und der Friede eines guten Gewissens das schätzbarste Kleinod auf Erden sind und mehr als der Besitz eines Thrones

gelten. Hiezu kommt noch eine äußerst liebliche Erscheinung, die besonders seinem Umgange eine große Annehmlichkeit ertheilt. Man bemerkt nämlich weder Philosophie, noch Grundsätze, noch irgend Etwas dergleichen in seiner Unterhaltung, was von irgend einer Seite scharf und verletzend für die Andersgesinnten hervortritt; es ist vielmehr die reine, gütige Natur selbst, die vor uns steht und, ihren angeborenen sanften Trieben gemäß, heitere Geständnisse ablegt. Grundsätze haben noch Logik und lassen Streit, Zweifel und Auslegungen zu; das echte Gewissen aber kennt blos Gefühle und geht geradewegs auf den Gegenstand zu, den es liebend zu umfassen gedenkt und, wenn es ihn umfaßt, auch nie wieder losläßt. Wie die unschuldige Herde auf der Wiese diejenigen Blumen und Kräuter, welche ihr der Instinct als giftige ankündigt, oder als schädliche verbietet, nicht mit Füßen zerstampft, oder sie voll Unmuth und Ingrimm zerstört, sondern ruhig stehen läßt, weitergeht und blos Das nimmt, was ihr eigentlich zur Nahrung dient und ihrer sanften, friedfertigen Natur gemäß ist, ebenso betrachte ich die

Neigungen und Abneigungen einer wahrhaft sittlich schönen Natur, vor welcher alle jene in Schulen angelernte Künste nothwendig beschämt in den Hintergrund zurücktreten müssen."

„Ich kann sagen, daß, wo ich in meinem Leben das Glück hatte, einer solchen wahrhaft sittlichen Erscheinung zu begegnen, sie mich ausnehmend anzog und erbaute, wie ich denn auch in dieser Zeit meinen Freunden in Töplitz sehr oft zu sagen pflegte: man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man sich besser fühlt. Mit großer Seelenerhebung gestand ich es mir selbst, wenn ich ihn so ein paar Stunden gesehen und gehört hatte: wenn dieses anmuthig zarte und beinahe frauenhaft entwickelte Wesen in so großen, ungeheuern Weltverhältnissen Das konnte, solltest du als Privatmann in beschränkten Kreisen nicht dasselbe leisten können, oder wenigstens Muth und Fassung aus seinem Beispiel zu schöpfen im Stande seyn? Es läßt sich schon ahnen, daß ein aller sittlichen Anerkennungen so fähiges und schönes Gemüth auch vor dem Charakter aller nordischen Völker und ihres Thuns und Lassens eine gleichsam angeborene Ehrfurcht in sich trägt. Daher zeigen sich

im Könige von Holland stille Anneigungen zu Preußen und Sachsen. Man möchte wol mit dem Schicksale rechten, wofern nicht andere und tiefere Pläne desselben im Hintergrunde der Zeit liegen, die wir nicht zu errathen im Stande sind, daß es gerade seinen Bruder und nicht ihn zum Könige von Westfalen machte."

„Ernst mit Sitte verbunden, beide ohne die geringste Strenge, Frömmigkeit ohne allen Stolz und Dünkel, ohne irgend eine trübe Beimischung von Furcht und Aberglauben, grundredlich und grundgütig zugleich — sollte man nicht glauben, daß dieser Charakter gänzlich dazu geeignet war, mit Allem, was der deutsche Charakter Vortreffliches oder Schätzenswerthes an sich trägt, eine innige Verbindung, ja Durchdringung einzugehen? Aber auch in solchem an sich so erwünschten Falle würde schwerlich so viele angeborene Herzensgüte, wenigstens auf keine Weise mit Beibehaltung von Ludwigs Verhältniß zur französischen Nation, sich auf die Länge frei und selbständig behauptet haben, und es würde nur allzu bald wiederum ebenso wie in Holland gegangen seyn. Sein Reich ist nicht von dieser Welt und noch weniger von dieser Zeit." —

„In den Umgebungen des Königs begegnete ich

einem Doctor, dessen Ansichten oft etwas schroff, um nicht zu sagen katholisch beschränkt, waren. Er sprach sogar manchmal von der alleinseligmachenden katholischen Kirche, was aber der König im Gespräche nie aufnahm, der, wie gesagt, ebenso mild als ernst und menschlich in seinen Ansichten, sich keiner Einseitigkeit hingab. Ich suchte meine Fassung in solchen Fällen so viel nur immer möglich beizubehalten; einmal aber, da er wieder einige fast capuzinermäßige Tiraden, wie sie jetzt gäng und gebe sind, über die Gefährlichkeit der Bücher und des Buchhandels vorbrachte, könnte ich nicht umhin, ihm mit der Behauptung zu dienen: das gefährlichste aller Bücher, in weltgeschichtlicher Hinsicht, wenn durchaus einmal von Gefährlichkeit die Rede seyn solle, sei doch wol unstreitig die Bibel, weil wol leicht kein anderes Buch so viel Gutes und Böses, als dieses, im Menschengeschlechte zur Entwickelung gebracht habe. Als diese Rede heraus war, erschrak ich ein wenig vor ihrem Inhalte; denn ich dachte nicht anders, als die Pulvermine würde nun nach beiden Seiten in die Luft fliegen. Zum Glück aber kam es doch anders, als ich erwartete. Zwar sah ich den Doctor vor Schrecken

und Zorn bei diesen Worten bald erbleichen, bald wieder roth werden, der König aber faßte sich mit gewohnter Milde und Freundlichkeit, und sagte blos scherzweise: „Cela perce quelquefois, que Monsieur de Goethe est hérétique.“ (Zuweilen blickt es doch ein wenig durch, daß Herr v. Goethe ein Ketzer ist.)“

„Zu Amsterdam fühlte sich der König so sehr als Holländer, daß es ihn wenigstens, so lange er in dieser Stadt lebte, sehr verdroß, daß die Großen daselbst häufig ihre Muttersprache vernachlässigten und fast nichts als Französisch sprachen. Wenn Ihr nicht Holländisch sprechen wollt, sagte er zu Einigen von ihnen halb im Ernste und halb im Scherze, wie mögt' Ihr nur glauben, daß sich irgend Jemand sonst in der Welt die Mühe geben wird, es zu sprechen?“

Mit Vergnügen und Theilnahme wird der Leser gewiß diese Darstellung Goethe's von einem edeln Menschen und berühmten Zeitgenossen lesen und dabei zugleich einen tiefen Blick in das eigene schöne Innere des großen Dichters, wie in seine meisterhafte, ruhige Darstellung von Menschen und Charakteren geworfen haben, sodaß, wie mich dünkt, dieselbe Hand hier nicht zu verkennen ist, die Faust, Gretchen und

Mephistopheles zugleich in ebenso kühnen als glücklichen Umrissen für die Nachwelt aufzeichnete.

---

10. Goethe und Kotzebue.

In einem Gespräche über Literatur kam auch die Rede auf Kotzebue und dessen „Merkwürdigstes Lebensjahr.“ Abgesehen von den Abenteuern der Reise und dem harten Schicksale des Mannes, das Theilnahme fodere und verdiene, sei es, wie Goethe versicherte, kaum möglich, bei einem von allen Seiten so reich vorliegenden Stoffe, etwas an sich Gehaltloseres zu Tage zu fördern. „Ich bin gewiß, wenn Einer von uns im Frühling über die Wiesen von Oberweimar herauf nach Belvedere geht, daß ihm tausendmal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner ganzen Reise bis ans Ende der Welt zugestoßen ist. Und das macht blos, weil er von Natur nicht vermögend ist, aus sich und seinem Zustande heraus in irgend eine tiefere Betrachtung einzugehen. Kommt er wohin, so läßt ihn Him-

mel und Erde, Luft und Wasser, Thier= und Pflan=
zenreich völlig unbekümmert. Überall findet er nur
sich selbst, sein Wirken und sein Treiben wieder; und
wenn es in Tobolsk wäre, so ist man gewiß damit
beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzu=
studiren, zu spielen oder wenigstens eine Probe davon
zu halten. Übrigens bin ich keineswegs ungerecht ge=
gen sein ausgezeichnetes Talent für Alles, was Tech=
nik betrifft. Nach Verlauf von hundert Jahren wird
sich's schon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine
Form geboren wurde. Schade nur, daß durchaus
Charakter und Gehalt mangelt. Vor wenig Wochen
habe ich seinen „Verbannten Amor" gesehen, und diese
Vorstellung hat mir ein besonderes Vergnügen ge=
macht. Das Stück ist mehr als geistvoll, es sind
sogar Züge von Genie darin. Dasselbe gilt von den
„Beiden Klingsbergen," die ich für eine seiner gelun=
gensten dramatischen Arbeiten halte; wie ihm denn
überhaupt die Darstellung der Libertinage weit besser
als die einer schönen Natur zu glücken pflegt. Die
Verderbtheit der höhern Stände ist das Element,
worin Kotzebue sich selbst übertrifft. Auch seine „Cor=
sen" sind mit großem Geschicke gearbeitet, und die

Handlung ist wie aus einem Guß. Sie sind beim Publicum beliebt, und das mit völligem Rechte. Versteht sich, daß man nach dem Inhalte, wie immer, nicht besonders fragen darf. Übrigens sind technische Vorzüge dieser Art bei uns Deutschen noch keineswegs so häufig, daß man sie nicht in Anschlag bringen, oder gar verächtlich darüber wegsehen sollte. Könnte Kotzebue sich innerhalb des ihm von Natur angewiesenen Kreises halten, so würde ich der Erste seyn, der ihn gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz nähme — wir haben kein Recht irgend Jemandem Dinge abzufodern, die er von Natur aus nicht zu leisten im Stande ist —; aber so mischt er sich in tausend Dinge, wovon er kein Wort versteht. Er will die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wissenschaften übertragen, was die Deutschen, und zwar mit Recht, für etwas völlig Unerlaubtes zu halten pflegen. Indeß, auch diese Unart möchte ihm noch hingehen, wenn er nur nicht dabei in eine fast unerhörte Eitelkeit verfiele. Ob diese, oder die Naivetät, womit er sie an den Tag legt, größer ist, will ich nicht untersuchen. Er kann nun einmal nichts Berühmtes um, über oder neben sich leiden, und wenn es ein Land, und

wenn es eine Stadt, und wenn es eine Statue wäre. In seiner „Reise nach Italien" hat er dem Laokoon, der mediceischen Venus und den armen Italienern selbst alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiß, besonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur nicht vor ihm so berühmt gewesen wäre. Aber da sitzt der Knoten! Zur Hälfte ist er ein Schelm, zur andern Hälfte aber, besonders da, wo es die Philosophie oder die Kunst betrifft, ist er ehrlich genug, kann aber nichts dafür, daß er sich und Andern, wo davon die Rede ist, jedesmal und zwar mit dem erheblichsten Anstande irgend etwas weismacht."

Hier möchte wol der Ort seyn, eine kleine Geschichte einzuschalten, die an der nachmaligen Entstehung des „Freimüthigen" keinen unbedeutenden Antheil hat. Wir wollen dieselbe nach einem Bonmot, das sich Goethe über Kotzebue erlaubte, und das, diesem sogleich hinterbracht, zu dieser ganzen an sich höchst ergetzlichen Verwirrung den Grund legte, als Kotzebue's „Aufenthalt am geistlichen Hofe zu Japan" etwas ausführlicher erzählen.

Es geschah fast um dieselbe Zeit, wo Kotzebue zu

Weimar eintraf, daß eine Gesellschaft von erlesenen Männern und Frauen wöchentlich in Goethe's Hause auf dem Plane am Frauenthore eine Zusammenkunft hielt und so einen der geistreichsten Cirkel in der kleinen Residenz bildete. Außer Schiller, Goethe und Meyer zählte dieser Abendcirkel meist nur weibliche Mitglieder. Zur besondern Zierde gereichten ihm die Gräfin und Hofmarschallin v. E., das Hoffräulein v. J—n, Fräulein v. W., Frau v. Schiller, Frau v. Wollzogen und Amalie v. Imhoff. Schon aus den Elementen dieser Zusammensetzung kann man abnehmen, daß die zarte Anmuth weiblicher Sitte ebenso sehr als Vorzüge des Geistes das eigentliche Wesen dieses feinen geselligen Vereins ausmachten. Dazu kam, da die Damen die beiweitem größere Anzahl bildeten, daß auch das Romantische in den Statuten, denen man sich unterwarf, auf alle Weise vorwaltete. Dem zufolge mußte sich jeder Ritter eine der anwesenden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienst er sich ausschließlich widmete und ihr alle jene zarten Huldigungen von Liebe und Treue darbrachte, welche die Ritterpflicht in solchen Fällen jedem wackern Rittersmanne auferlegt. Goethe'n hatten Neigung, frü-

8 * *

here Wahl und gegenseitiges Wohlwollen die ebenso liebenswürdige, als schöne und geistreiche Gräfin v. E. zugeführt.

Es versteht sich von selbst, da die Ritter und alten Sänger der Wartburg gleichsam aufs Neue in diesem Cirkel an der Ilm auflebten, daß auch Jeder die Vorzüge seiner Dame besingen mußte, welches Goethe besonders nicht außerordentlich schwer fallen konnte. Das schöne herzvolle Lied von ihm, worin eine klagende Zärtlichkeit waltet, und die stille Empfindung einsamer Berge gleichsam aus jedem Laute wiederhallt:

Da droben auf jenem Berge ꝛc.

soll, wie man sagt, diesem Cirkel seine Entstehung verdanken. Doch streiten sich, wie einst die sieben Städte um Homer, noch Jena und Weimar um die Ehre, wem dieser Vorzug eigentlich gebührt, wie wir sogleich melden wollen. So viel ist nämlich gewiß, daß Goethe diese anmuthige Kleinigkeit eines Abends in jenen Cirkel brachte und sie, als ein treuer Ritter, seiner Dame, der Gräfin v. E., ehrerbietig zu Füßen legte. Konnte es sonach wol begründetere Ansprüche, als die unserer Dame, auf besagtes Lied geben? Aber

was geschah? Eine Weile darauf kommt eine ebenfalls geistreiche Dame von Jena herüber. Goethe war nun freilich auch oft genug in Jena und brachte daselbst besonders gern die ersten Tage des Frühlings zu. — Laub, Blüten und mildere Luft stellen sich dort, trotz der unbeträchtlichen Entfernung von Weimar, doch immer um vierzehn Tage früher ein. — Gleich der Anfang des Liedes: „Da droben auf jenem Berge," sprach also für seine Entstehung in den Bergen von Jena, da wir leider zu Weimar nur einen Berg, nämlich den hohen Ettersberg, haben, das äußerst romantisch gelegene Jena aber ihrer wol zwanzig bis dreißig in seinem Umkreise zählt. Noch nicht genug. Jene geistreiche Dame von Jena kommt nicht nur nach Weimar herüber, sondern besucht auch, durch eine wunderbare Verkettung von Umständen, die Gräfin v. E. — Bald lenkt sich das Gespräch auf Goethe, seine Vorliebe für Jena, wie er so gern dort verweilt und sich besonders auch im Hause dieser Dame äußerst wohl gefällt. — „So haben wir uns unter Andern," fährt die vermeintlich oder wirklich Begünstigte in ihrer Erzählung fort, „auch zur Entstehung eines Liedes Glück zu wünschen, das gewiß zu

den schönsten, unschuldigsten und anmuthigsten gehört, die je der Seele eines Dichters entflossen sind.“ Die Gräfin v. E. wird natürlich durch den Inhalt dieser Erzählung gespannt und will wissen, wie das Lied heißt. — Da, wie wenn ein Donnerschlag hoch von den Bergen aus blauer Luft und bei heiterm Himmel herunterfällt, erhält sie die Antwort: „Da droben auf jenem Berge.“ — Doch als eine Dame von feiner Welt faßt sie sich bald genug. Sie eilt aber mit dieser Entdeckung sogleich zu ihrem Ungetreuen, überhäuft ihn mit den liebenswürdigsten Vorwürfen, bedroht ihn mit einer förmlichen Anklage nach den strengen Gesetzen des von ihm selbst beliebten cour d'amour, der ihm ausdrücklich untersage, seine Huldigungen mehr als einer Dame darzubringen, besonders aber rügt sie, was Goethe als Dichter am empfindlichsten treffen mußte, den Mangel an Erfindungskraft, sich im ritterlichen Umgange ihres Geschlechtes eines und desselben Liebesbriefes gleichsam zweimal zu bedienen. Goethe bezeigte die größte Reumüthigkeit, versprach Besserung und konnte freilich nicht umhin, der Dame seines Herzens in allen diesen Stücken Recht zu geben.

Auf solche so höchst anmuthige Weise wurden diese Cirkel gehalten und fortgeführt. Bald indeß sollten sie einige Störungen erfahren. Herr v. Kotzebue war wieder einmal zu Weimar angelangt. Das Fräulein v. J—n, Dame am verwitweten Hofe, hatte den Wunsch für Aufnahme desselben in diesen Cirkel auf alle Weise laut werden lassen. So gelang es ihr durch den Einfluß, den sie ausübte, einige andere Mitglieder der Gesellschaft in dies Interesse zu ziehen. Bei so bewandten Umständen, besonders da Schiller und Goethe viel daran lag, das bis dahin beständene gute Vernehmen der Gesellschaft auch in Zukunft aufrecht zu erhalten, und man das Ungewitter, was aufzog, wenigstens im Geiste schon von Weitem erblickte, wurde als neuer Artikel in den Statuten der Zusatz beliebt: „Daß Niemand weder einen Einheimischen noch einen Fremden in diesen geschlossenen Cirkel mitbringen sollte, wenigstens nicht ohne vorangegangene allgemeine Zustimmung der übrigen Mitglieder." Daß dies Gesetz ursprünglich gegen Kotzebue gerichtet war, konnte wol Niemandem ein Geheimniß bleiben; Kotzebue aber mußte dies wol um so empfindlicher vermerken, da in Weimar zu

seyn und nicht in diesen Cirkel aufgenommen zu werden, damals für eine Art von Ehrenpunkt für ihn gelten konnte, und Goethe überdem durch ein flüchtiges Bonmot, was Kotzebue'n indeß bald genug wieder zu Ohren kam, seine Eitelkeit noch mehr gereizt hatte. Es ist nämlich bekannt, daß zu Japan neben dem weltlichen Hofe des Kaisers auch ein geistlicher Hof des Dalai Lama oder Patriarchen besteht, der im Stillen oft einen größern Einfluß als jener ausübt. Nun hatte Goethe im Scherze einmal gesagt: „Es helfe dem Kotzebue zu nichts, daß er an dem weltlichen Hof zu Japan aufgenommen sei, wenn er sich nicht auch zugleich bei dem geistlichen Hofe daselbst einen Zutritt zu verschaffen wisse." Allerdings konnte Goethe damit nichts Anderes meinen als jenen Abendcirkel, wo er und Schiller allein den Vorsitz führten. Das hieß denn aber nun freilich bei einer so eiteln, reizbaren Natur, wie die von Kotzebue, Öl ins Feuer schütten. Und so geschah es auch in der That, daß er dem, in einem augenblicklich genialen Übermuthe leicht hingeworfenen Worte des großen Mannes eine viel zu ernsthafte Bedeutung unterlegte.

Von nun an faßte er den Entschluß, jenen Cirkel,

wo nicht zu sprengen, doch ihm gegenüber einen neuen geistlichen Hof in Japan zu bilden. Selbst ein Dalai Lama oder Patriarch an diesem Orte zu werden, das konnte ihm nicht einfallen, und dazu besaß er auch zu viel Verstand; aber daß man Schiller zum Oberhaupte der deutschen Dichtkunst förmlich ausrief, und er sodann bescheiden in den Hintergrund zurücktrat, das konnte doch wol eine Wirkung hervorbringen, die dem gewünschten Ziele etwas näher führte. Manche zufällige Umstände begünstigten auch überdem dieses Vorhaben, die denn der Urheber des Planes ebenso klug als geschickt auf seine Weise zu benutzen wußte. Durch eine etwas auf Spitzen gestellte Erklärung Goethe's war seit Kurzem eine gegenseitige Erkältung zwischen den Herren und Damen jenes Cirkels eingetreten. Weil nämlich die Bittgesuche des weiblichen Theiles der Gesellschaft zur Aufnahme Kotzebue's, die bald im Ernst und bald im Scherz wieder in Anregung gebracht wurden, noch immer nicht aufhörten, so wurde Goethe zuletzt auch seinerseits verdrießlich, sodaß er sich folgendermaßen hierüber erklärte: „Den einmal als gültig anerkannten Gesetzen müsse man wol treu bleiben; wo nicht, so solle man lieber die

ganze Gesellschaft aufgeben, was vielleicht auch um so räthlicher sei, da eine zu lange fortgesetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit sich führe." — Wieder ein neues Köhlchen ins Feuer, das denn auch von mehreren Seiten gehörig angeblasen wurde! Die Damen besonders zeigten sich äußerst empfindlich. Eine der Schönsten und Liebenswürdigsten hatte sich sogar in einer parodisch wallenstein'schen Laune gegen Goethe verlauten lassen:

Wenn Seel' und Leib sich trennen,
Da wird sich zeigen, wo die Seele wohnt!

Überdem wurden einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans" zu Weimar auf dem dortigen Hoftheater ganz unerwartet einige Hindernisse in den Weg gelegt, sodaß Schiller, um dies Stück aufführen zu sehen, selber nach Leipzig reisen mußte. Nun mochte das Eisen ungefähr gar seyn und erwartete nur noch eine geschickte Hand, die es schmiedete. Weit und breit in der ganzen Gegend umher möchte aber wol zu solchem Werke keine geübtere zu finden gewesen seyn als die jenes muntern Gesellen, der, gleichsam wie gerufen, in eben diesen Augenblicken aus der

Fremde eintreffend, an dem geistlichen Hof zu Japan auftrat und in dieser allgemeinen Verwickelung eine Hauptrolle zu übernehmen bestimmt war. Ja, man kann sogar, wie die Umstände vorlagen, nicht einmal mit Gewißheit behaupten, ob der mit Blasebälgen reichlich versehene Herd sich ihm oder er sich dem Herde angetragen habe.

Mit derselben Gewandtheit, womit Kotzebue ein neues Lustspiel oder Trauerspiel in acht Tagen verfaßte und zugleich auf die Scene versetzte, wurde nun auch von ihm der Plan zum Krönungsfeste Friedrich Schiller's, zwar nicht auf dem Capitol, doch auf dem neuen weimarischen Stadthause entworfen. Scenen aus den Haupttragödien des originellen und großen Dichters, aus seinem „Don Karlos", aus der „Jungfrau von Orleans" u. s. w., sollten vorangehen. Im Costume der handelnden Personen gesprochen, sollten sie nicht nur dem Ganzen zur Einleitung dienen, sondern auch die Gemüther auf den Hauptschlag, der sie erwartete, gehörig stimmen und vorbereiten. Die liebenswürdige Gräfin v. E., jene ritterlich gesinnte Dame, die Goethe in so manchem geistreichen Abendcirkel als die seinige erkor und feierte, die aber nun,

auch ihrerseits etwas gereizt, die von dem Schäfer auf jenem Berge an ihr verübte Untreue wieder vergelten wollte, übernahm freiwillig die Rolle der Jungfrau von Orleans. Das Fräulein v. Imhoff, die berühmte Verfasserin der „Schwestern von Lesbos," konnte sich dem Antrage, die unglückliche schottische Königin, Maria Stuart, bei diesem Aufzuge darzustellen, unmöglich entziehen. Der freundlichen Sophia Mereau, ebenfalls einer aus dem schillerschen Almanache rühmlich bekannten, recht lieblichen Dichterin, war, wofern ich nicht irre, die Recitirung des Gedichts: „Die Glocke," bei dieser Gelegenheit zugefallen. Kotzebue selbst erschien zweimal, zuerst als Vater Thibaut in der Jungfrau, und sodann als Meister Glockengießer. In der letzten Rolle lag es ihm insonderheit ob, die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit seinem Hammer mächtig entzweizuschlagen. Alsdann erst gelangte der Zuschauer, wie dort zur Anschauung des blanken Kerns, der den ganzen Metallguß in sich schloß, so hier zur Anschauung des Hauptmoments, worauf das Ganze klüglich berechnet war. Sobald nämlich der Meister Glockengießer den letzten Streich an seiner Glocke ge-

than, sollte die Form plötzlich zerspringen und alsdann überraschend Schiller's Büste zum Vorschein kommen, zugleich aber, wo sie sich den Augen darstellte, der anwesende Schiller selbst, versteht sich von zarten Händen, gekrönt werden. Was die künstlerische Anordnung des Ganzen betraf, so leitete diese Herr Krause, ein dem verwitweten Hofe zunächst angehöriger, nicht ungeschickter Landschafter, der zugleich Director der herzoglich weimarischen Zeichenakademie war. Nach allen diesen so glücklich getroffenen Anstalten konnte Niemand an dem glänzenden Erfolge zweifeln. Ich hätte mein Leben darauf verwettet und mir eher des Himmels Einfall, als die plötzliche Vereitelung eines in seiner Art so einzigen Kunstfestes träumen lassen. Und so ging es Jedem. Auch herrschte in den ersten Häusern die lobenswürdigste Thätigkeit. Kleider und Rollen, Besätze und Sittensprüche aus Schiller wurden auf das artigste so lange zusammengesucht, eingepaßt und zugeschnitten, bis ein zierliches und von allen Seiten wohlgerundetes Ganzes daraus erwuchs. Immittelst rückte auch der zur Aufführung bestimmte Tag immer näher. Der in solchen Stücken äußerst gefällige Wieland war bereits eingeladen und hatte

zugesagt. Von der höchst liebenswürdigen, viel zu früh verewigten Prinzessin Caroline, nachherigen Erbprinzessin von Mecklenburg, die Goethe außerordentlich verehrte, hatte man sich das Wort, bei diesem Feste zu erscheinen, ebenfalls zu verschaffen gewußt. Auch Friedrich Schiller wurde auf das verbindlichste angegangen, sagte jedoch wenige Tage zuvor in Goethe's Hause: „Ich werde mich wol krank schreiben." Goethe schwieg und sagte damals kein Wort. Es fehlte aber nicht an besonnenen Freunden, die, zu ihrem größten Leidwesen, aus allen diesen Umständen eine Spannung zwischen beiden so ausgezeichneten Geistern weissagten. Das Ende davon ließ sich kaum absehen, besonders in dem Falle, wenn Schiller in die seiner edeln, höchst unbefangenen Persönlichkeit gelegten Schlingen eingehen sollte. Die Vorbereitungen zum Feste waren nun soweit gediehen, daß man förmlich zu einer brieflichen Verhandlung mit der Bibliothek und ihren Vorstehern über Schiller's Büste schreiten konnte; denn diese von Dannecker gearbeitete, der Bibliothek, wenn ich nicht irre, von Goethe geschenkte und noch daselbst befindliche Marmorbüste, war zu jenem Knalleffecte auserkoren worden. Jene

Verhandlung wurde denn auch wirklich zwischen den damaligen beiden Professoren und Malern, Meyer und Krause, eingeleitet. Hier aber ergab sich als böses Vorzeichen sogleich ein unvermutheter Rechnungsfehler, den der gute Krause seinerseits wenigstens durchaus nicht beseitigen konnte. Meyer bemerkte nämlich in seiner Antwort auf das Gesuch des Erstern ganz kurz: „Die Jedermann bekannten Vorschriften der Bibliothek erlaubten es durchaus nicht, ein Kunstwerk von solchem Werthe an Orten und Tagen, wo es in der Regel immer etwas tumultuarisch zuzugehen pflege, der Gefahr einer Beschädigung auszusetzen. Zudem entstehe, was den guten Geschmack anbelange, noch die Frage, ob sich Schiller durch eine Darstellung seiner Idee von der Glocke in Pappe auch wirklich so geehrt fühlen dürfte, wie man zu erwarten scheine." — Ein Stück brennenden Schwammes, in eine Pulvermine geworfen, kann schwerlich eine größere Verwirrung hervorbringen, als der Inhalt dieses Billets unter den Herren und Damen, die einer günstigen Antwort auf ihr Bittgesuch sehnsüchtigst entgegensahen. Meyer, als vieljähriger Hausfreund Goethe's bekannt, konnte — so glaubte man wenig-

stens allgemein — nicht anders, als in Auftrag desselben in dieser Angelegenheit so geschrieben und gehandelt haben. Das war so klar und so einleuchtend, daß ein halbweg gescheites Kind auf diese Vermuthung kommen mußte, selbst wenn man es auch nicht etwa noch besonders in Anschlag brachte, daß Goethe zugleich einer der ersten Vorstände der weimarischen Bibliothek war. Wie dem auch sei, so trat hier wenigstens der besondere Fall ein, daß es vielleicht mit geringern Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, an dem genannten feierlichen Tage, des Dichters selbst, als seiner Büste habhaft zu werden. So heftig nun schon dieser erste Schlag die Gemüther traf, so war doch der zweite, der sie erwartete, noch weit bedeutender. Es begab sich nämlich, als man den Tag vor der Aufführung an den ersten regierenden Bürgermeister Schulze schrieb und diesen höflich um die Schlüssel zum Saale des neuen Stadthauses ersuchte, wo das ganze Prunkspiel sich erst entfalten sollte, daß dieser seinerseits im Namen des Magistrats die zwar amtliche, aber keineswegs erfreuliche Antwort gab: „Das Aufschlagen des Theaters im neuen Saale des Stadthauses sei schlechterdings nicht zulässig; Wände,

Decken und der neugelegte Fußboden würden gar zu sehr darunter leiden; man bedauere darum recht sehr, in diesem Falle nicht dienen zu können." Alle Gegenvorstellungen, alle Zusicherungen von Schonung, ja sogar von Schadenersatz bei etwa eintretenden Unglücksfällen waren vergeblich und vermochten nicht, die Hartnäckigkeit und den Starrsinn des regierenden Bürgermeisters zu beugen. Den rührendsten Bitten setzte er die strenge Erfüllung seiner Pflichten mit der größten Fassung entgegen; kurz, das Herz dieser ersten Magistratsperson, so verschiedene Stürme auch auf dasselbe versucht wurden, blieb so unzugänglich und so fest in sich verschlossen wie die Thüre des neuen Stadthauses, dessen Schlüssel sich ebenfalls in seinen Händen befand.

Schwerlich hat es je einen trostlosern Tag als diesen für die schöne Welt zu Weimar gegeben. So die schönsten, glänzendsten Hoffnungen nah am Ziele gleichsam mit Einem Schlage vereitelt zu sehen, was heißt es wol anders, als mitten im Hafen noch Schiffbruch leiden? Man denke sich nur einmal den nun völlig unnütz gewordenen Aufwand von Krepp, Flor, Band, Spitzen, Gaze, Perlen, den die schönen

Kinder gemacht; die Pappen zur Glocke, die Farben, die Pinsel zu den Coulissen, die Wachslichter zur Erleuchtung gar nicht einmal in Anschlag zu bringen. Man erwäge den noch größern Aufwand von Zeit und Mühe, der zur Einlernung so vieler und so verschiedener Rollen erfoderlich war; man zaubere sich eine reizende Maria Stuart vor, eine erhabene Jungfrau von Orleans, eine anmuthige Agnes, die so plötzlich, so ganz unerwartet von den höchsten Ehrenstaffeln herabsteigen und Kron und Scepter, Helm und Fahne, Perlen und Schmuck in einer einzigen unglücklichen Stunde niederlegen sollen — und man wird keineswegs die Stimmung unwahrscheinlich finden, wie sie in dem weiter unten mitgetheilten Gedichte aus der Feder Einer von jenen reizenden Theilnehmerinnen selbst ausführlicher geschildert wird. Wie konnte es anders seyn? Es mußte in diesen Tagen der allgemeinen Trauer zu Weimar gar manches artige Köpfchen, auf beide Hände gestützt, in seinem Cabinete gefunden werden, das die düstersten Betrachtungen über diese arge Welt, über die Heimtücke des Schicksals und den verkehrten Lauf aller menschlichen Dinge anstellte. Ebenso wenig will ich in Abrede

seyn, daß in diesem ganzen Vorgange der Stoff zu einem kleinen, allerliebsten, scherzhaften Heldengedichte, im Geschmacke des „Lockenraubes“ von Pope, oder des „Vert-Vert“ von Gresset enthalten ist. Man denke nur, drei Königinnen des Herzens, gleichsam an Einem Tage so unverdient entthront zu sehen! Nein, wen ein so hartes Geschick, das die Musen und Grazien in ihrem eigenen Sitze verfolgt, nicht rühren sollte, der kann, wenigstens hier im deutschen Athen, auf keinen Rang und Titel irgend weitern Anspruch machen. Weniger zu bedauern schien Vater Thibaut, der, als ein großer Meister in der Intrigue, für diesmal noch einen größern Meister in diesem Fache gefunden hatte. Dieser Umstand könnte, bei richtiger Behandlung, als Motiv benutzt, etwas ungemein Ergetzliches herbeiführen. Wie der Patriarch von Japan es gleich im Anfange vorausgesagt, daß der geistliche Hof am Ende doch Recht behalten würde, so ist es wirklich in Erfüllung gegangen. Die Mittel, deren man sich dazu bedient, sowie die ersten unsichtbaren Fäden, woran sich das ganze Gewebe nachher immer unauflöslicher dem Gegner vor die Füße knüpfte, sind freilich, wie in allen Stücken, worin das Schick-

sal die Hauptrolle übernimmt, den gemeinen Augen in ein heiliges Dunkel entrückt. Auf der andern Seite aber ist die Thätigkeit auch nicht zu verkennen, womit, unter dem Vorwande, eine Glockenform zu bereiten, eine förmliche Mine, von der Hand eines in solchen Unternehmungen keineswegs ungeübten Meisters angelegt, den Patriarchen von Japan und seinen ganzen Hof wo möglich in die Luft sprengen sollte. Dieser indeß und seine Freunde merkten die Gefahr bei Zeiten und wußten ihr durch Anlegung einer stillen Gegenmine gehörig auszuweichen. Auch stand Vater Thibaut, als dieser Blitz einschlug, fast so erschrocken und gebeugt da, wie ehemals, als die Glocken zur Krönungsfeierlichkeit von Orleans läuteten und der Blitz in den Thurm der Kathedrale in demselben Augenblicke hereinfuhr, wo er mit dem löblichen Vorsatz umging, seine eigene Tochter zur Hexe zu erklären.

Sollte übrigens jemals ein Bulletin über die ebenso hartnäckig belagerte als glücklich wieder entsetzte Festung des Patriarchen von Japan herauskommen, so verdient der Bürgermeister Schulze, der den Stadthaussaal so hartnäckig verweigerte, allerdings in dem-

selben eine ehrenvolle Erwähnung. Sehr witzig sagte daher Frau v. W., Schiller's Schwägerin, die berühmte Verfasserin der „Agnes von Lilien," mit geistreicher Beziehung auf eine Stelle in „Wallenstein's Tod," als sie hörte, daß jener Mann, bald nach diesem Vorfalle, den Titel als weimarischer Rath bekommen hätte: „Billig hätte man unter sein Diplom „Rath Piccolomini" schreiben sollen."

Schließlich kann ich nicht unterlassen, dem Leser das oben bereits angezogene Gedicht, das eine jener Damen zur Verfasserin hat, in einer treuen Abschrift beizulegen.

Die Aschermittwoch zu Weimar.

Was zieht die Straße dort entlang?
Was seufzt so tief? Was stöhnt so bang?
Ist's Hochverrath? Ist's Feindesnäh'?
Sagt, wem erklingt dies Ach und Weh?
O Freundin, ruft die Trauerschar,
Thaliens Tempel droht Gefahr.
Die Arbeitsleute stehn verdrossen;
Denn, ach! der Stadtsaal ist geschlossen.
Es hilft kein Drohen und kein Flehn,

Man will Thaliens Kunst nicht sehn.
O Jammertag! O Misgeschick!
Dahin ist Carlos' schönstes Glück!
Dahin des Posa stolzer Traum!
Ihm wird zu enge hier der Raum!
Er flieht das undankbare Land
Und schifft zu Indiens fernem Strand.
Die Königin steht nun verlassen;
Zwar weiß sie männlich sich zu fassen:
Sie suchet Trost in ihrem Ruhm
Und in Apollo's Heiligthum.
Doch was soll aus Johanna werden?
Mit fast verzweifelnden Geberden,
Reißt sie den Helm von ihrem Haupt
Und ruft: Nein! Unerhört ist's, unerlaubt!
Wie schön hätt' ich mich ausgenommen,
Wär ich gen Orleans gekommen! —
In ihrem Stübchen sitzt gebückt
Die holde Agnes da und stickt;
Da öffnet plötzlich sich die Thür —
Ein Trauerzug wälzt sich zu ihr,
Der Freunde Chor — mit rascher Eil
Wird ihr die Schreckenspost zu Theil:
Daß Agnes sanft und liebevoll
Trotz allem Reiz nicht spielen soll.
Gekränkt, betrübt an Herz und Sinn

Schickt man zur Freundin O..l hin.
Sie kommt und ruft: Du treuer Gott!
Als man geschildert ihr die Noth.
Umsonst hat Margot sich gequält,
Gestickt und reichen Stoff gewählt.
Elisabeth erscheinet nie.
Dahin ist Arbeit, Fleiß und Müh!
Zu Haus sitzt Louison und weint,
Weil ach! ihr Spenser nicht erscheint.
Graf Dunois und La Hire gehn
Abseits, den Jammer nicht zu sehn,
Und Thibaut ruft: Ich hab's gesagt:
Es ist der Teufel, der sie plagt!
Die Großmama, von Zorn entstellt,
Schilt heftig die verkehrte Welt;
Johann dagegen mit Bedacht
Berechnet die verlorne Pracht
An Zindel, Silber, Band und Kleid,
Und mehrt dadurch das Herzeleid.
Gegossen stand die Glocke schon;
Ach! von Sophiens Silberton
Ist fürderhin nun nicht die Rede;
Die Glockengießerei steht öde,
Und statt des Friedens waltet Fehde!
Die edle Form zerspringt im Sand;
Sie wird Discordia genannt;

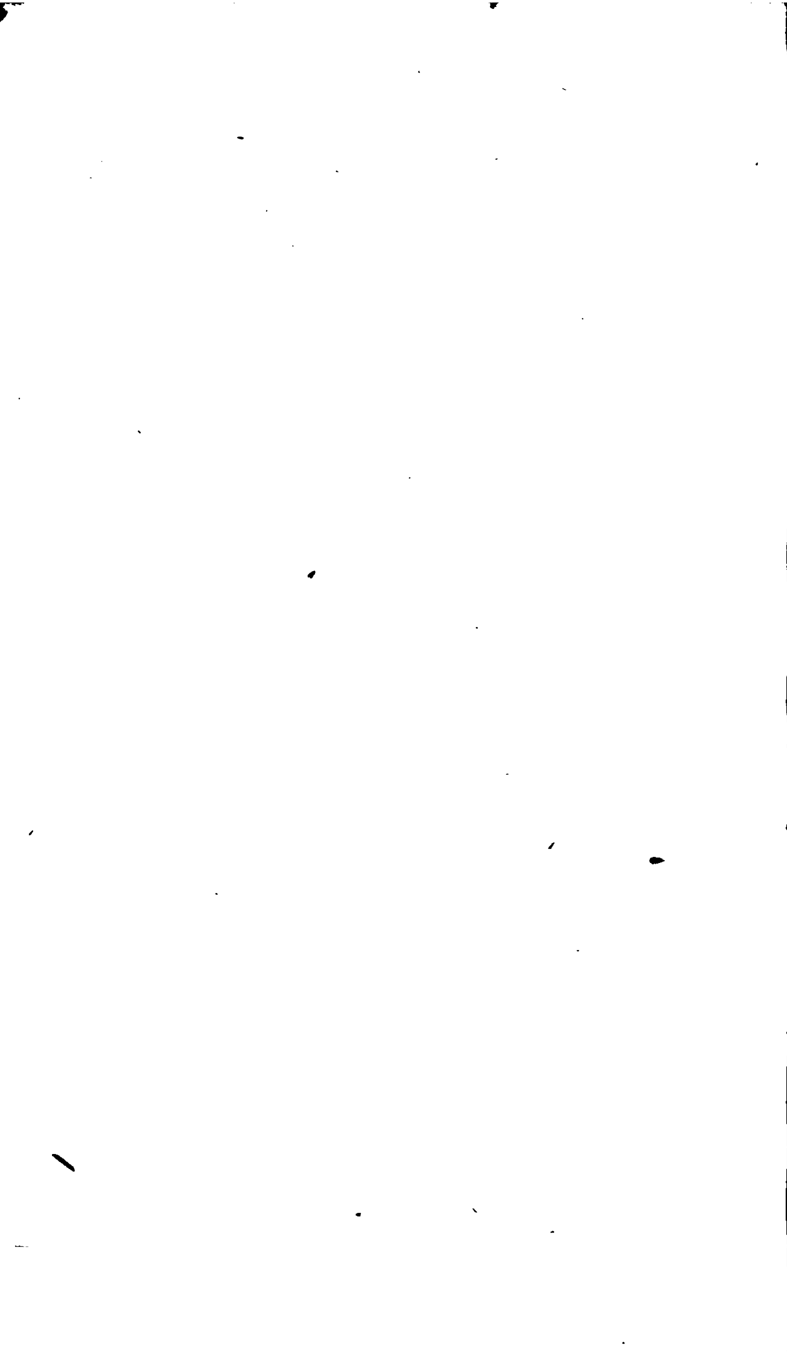
Anstatt die Stunden uns zu schlagen,
Wird man sie nach der Ilme tragen! —
Nun — sollte je das Stadthaus brennen,
Kein Mitglied wird zum Löschen rennen,
Barbaren, ihr, verlaßt euch drauf!
Ach! ging nur erst das Feuer auf!
Du aber, Mensch, im höhern Lichte,
Lern' aus der tragischen Geschichte,
Daß stets des Himmels Strafgerichte,
Wie lang sie unterwegs verweilen,
Den Frevler doch zuletzt ereilen.
Denn wißt, daß wir, die jetzo leiden,
Auf dem Theater hier mit Freuden
Ein Stück vor Zeiten aufgeführt,
Das einen Unglücksnamen führt *).
Ja, weil das Unglück wir gespielt
Und bei demselben nichts gefühlt,
So läßt uns für vergangene Sünden
Die Strafe jetzt ein Gott empfinden.
Anstatt in Pracht erscheinen wir
In Staub und Asch', Apoll, vor dir.

---

*) „Die Unglücklichen" von Kotzebue.

Erster Anhang.

Brief
eines sechzehnjährigen Jünglings, als er Goethe zum ersten Male gesehen.



In welchem hohen Grade Goethe's Wesen selbst noch in seinem hohen vorgerückten Alter junge Leute mächtig ergriff und begeisterte, davon will ich ein erst kürzlich von mir erlebtes Beispiel in dem von dieser Seite merkwürdigen Briefe eines sechzehnjährigen Jünglings mittheilen.

Weimar, den 20. Februar 1822.

Theuerster, vielgeliebter Freund!

Schon lange hätte ich Ihnen geschrieben; allein ich zögerte noch immer, weil ich nicht eher schreiben wollte, als bis ich Goethe gesehen hätte, auf dessen Anblick ich so begierig war. Ich ging zwei Monate alle Tage vor seinem Hause vorbei; allein vergebens.

Zwar war es mir schon eine große Freude, oft seine Schwiegertochter mit ihren lieblichen Kindern an dem Fenster zu erblicken; aber ich wollte doch auch Goethe sehen. Eines Sonntags, als ich eben spazieren gewesen, führte mich mein Weg hinter Goethe's Hause vorbei, wo sein Garten ist. Die Gartenthüre stand gerade offen, und aus Neugierde lief ich herein. Goethe war nicht im Garten; aber eine Weile darauf sah ich, daß sein Bedienter kam. Da schlug ich die Gartenthür wieder zu, weil der Bediente mich sonst gesehen hätte. Wie ich nun noch so ganz trübselig darüber nachdachte, daß mir doch auch alle Versuche, Goethe zu sehen, misglückten, bemerkte ich plötzlich eine andere Gartenthür, die auch offen war, und als ich hereintrat, sah ich bald, daß dieses des Nachbars Garten sei, dessen Mauer dicht an Goethe's Garten stößt, sodaß man von hieraus die Gänge in jenem ganz deutlich übersehen kann. Unter so günstigen Umständen faßte ich mir plötzlich Muth und fragte den Mann, dem dieses Haus gehörte: ob Goethe oft in seinem Garten spazieren ginge, und um welche Zeit? Er antwortete mir: alle Tage, wenn es schön Wetter ist. Die Zeit aber wäre nicht bestimmt,

manchmal um zehn Uhr, wenn die Sonne irgend am Himmel hervorkäme, so sei der geheime Rath auch da; um zwölf Uhr aber liebe er ganz vorzüglich im Garten zu seyn. Der alte Herr halte es, wie es scheine, mit den heißesten Sonnenstralen. Hierauf erforschte ich den Nachbar weiter, wie er es meinte, und ob er mir wol die Erlaubniß geben wollte, daß ich seinen Garten täglich eine halbe Stunde besuchen könnte, um den großen und von mir so innig verehrten Dichter zu sehen und zu beobachten. Er antwortete mir ganz gleichgültig: warum nicht? da könne er nichts dawider haben. Es ist doch wunderbar, lieber Freund, daß man, um einen Tiger, einen Bären, eine wilde Katze zu sehen, einen halben Gulden bezahlen muß, und daß man dagegen den Anblick eines großen Mannes, der doch das Seltenste ist, was man in der Welt sehen kann, völlig umsonst haben mag! Ich ging voll Freude nach Hause, konnte aber diese Nacht kaum ein Auge zuthun. Ich kleiner Zwerg kam mir vor, als wäre ich durch die Hoffnung, einen großen Mann zu sehen, plötzlich eine Spanne größer geworden. Der Morgen dauerte mir gar zu lang, bis er kam, ja er schien mir fast so

lang, wo nicht länger als eine Woche. Der kommende Tag brach endlich an und brachte das schönste Frühlingswetter. Wie ich die Sonne scheinen sah, dachte ich: ha, heute ist gut Wetter für Goethe; und ich hatte mich nicht geirrt. Es war zehn Uhr vorbei, als ich von Hause aus nach dem Garten ging, wo Er schon auf- und abwandelte. Das Herz pochte mir gewaltig, als ich ihn sah. Ich glaubte Faust und Margarethchen in einer Person zu erblicken, so sanft und so prächtig zugleich, wie er aussieht! Ich hatte meine Augen beständig auf ihn gerichtet, um seine Gesichtszüge recht in mein Herz zu prägen. So sah ich ihn eine ganze Seigerstunde mit scharfen, unverwandten Blicken an, ohne daß er mich seinerseits gewahr wurde, woran er denn auch nichts verloren hat. Als ich mich soeben recht in ihn vertieft hatte, spielte er mir den Possen und ging herein in das Haus und wieder durch die Stiegen herauf in seine Studirstube, die völlig abgeschieden mit ihren Fenstern in den Hinterhof sieht. Theuerster Freund, Sie können versichert seyn, in Goethe's ganzem Wesen zeigt sich seine Größe. Er ist noch so rüstig, wie ein Mann von vierzig Jahren. Sein majestätischer

Gang, die gerade und aufrechtstehende Stirn, die herrliche Form seines Kopfes, das feurige Auge, die gebogene Nase, Alles das ruft: Faust, Margarethe, Götz, Iphigenie, Tasso, und was weiß ich, was Alles noch sonst mehr? Nie habe ich in diesem vorgerückten Alter einen so rüstig schönen Mann gesehen. Ich sehe ihn jetzt, wenn es schönes Wetter ist, täglich in seinem Garten, und das gewährt mir ebenso viel Unterhaltung, als Andere darin finden, wenn sie Büsten betrachten und schöne Bilder und Kupferstiche ansehen. Sie mögen es mir glauben oder nicht, aber wenn ich Ihnen sage, daß mir sein Anblick lieber ist, als der von allen Kupferstichen in der Welt, so sage ich Ihnen nur die reine und lautere Wahrheit. Er geht gewöhnlich mit langsamen Schritten auf und ab in den Gängen des Gartens, ohne sich hinzusetzen; stellt aber auch oft über einen Gegenstand des Pflanzenreiches, vor dem er alsdann still steht, in seinen Gedanken halbestundenlange Betrachtungen an. Könnte ich doch nur seinen Sinn und seine Gespräche mit sich selbst in solchen Augenblicken errathen. Mit seines Sohnes artigen Kindern wechselt dieses Spiel ab, wenn er von den Blumen und Pflanzen zurückkehrt.

Ich spreche dort ordentlich mit Goethe durch die Augen, obwol er mich nicht sieht, indem ich, durchs Gesträuch vor ihm verdeckt, hinter einem Zaune stehe. Das klingt Alles wunderlich genug, aber es ist wirklich so. Im Grunde ist es auch gut so und besser, als ob ich ihn wirklich gesehen und gesprochen hätte; ich weiß wohl warum. Denn nehmt an, daß er sich wirklich auf eine Unterhaltung mit mir einließe; was in aller Welt könnte ein sechzehnjähriger Bube, wie ich, im Gespräche ihm seyn? Er mir wohl! Aber da hat er schon was Besseres zu thun! O, mein innig geehrter Freund, wenn Sie nur doch auch einmal hier im Garten und zwar an meiner Seite wären! Ich freue mich schon ordentlich darauf, wenn es nun wirklich Frühling wird, wo die Knospen aufbrechen; da will ich Goethe's Gespräche mit den Blumen und Vögeln und dem Lichte im nähern Umgange mit der Natur schon recht fleißig belauschen und Ihnen Alles wiederschreiben, was ich davon weiß, oder auch nur irgend errathen kann.

Ihr ꝛc.

Zweiter Anhang.

Über

Goethe's Faust.

Ein Fragment zur Erläuterung des obigen Gartengespräches.



1.

Vom Universalleben der Natur, wie es, durch Goethe aufgefaßt, besonders im Faust erscheint.

Wer kennt nicht jene träge, seelenlose Betrachtung der Natur, wie sie in den meisten neuen Dichtern und Schriftstellern durchgängig herrscht, die Schiller so witzig mit den Worten aufgefaßt:

> Unbekannt mit ihres Schöpfers Ehre,
> Gleich dem trägen Schlag der Pendeluhr,
> Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
> Die entgötterte Natur.

Goethe macht hiervon eine rühmliche Ausnahme. Wer die obigen Gartengespräche gelesen hat, mag leicht erkennen, wie dieser Liebling der Natur in ihr inneres Wesen eindrang, und mit welcher Allgewalt

und Lebendigkeit er sich jeder Erscheinung bemächtigte. So viel ist über Goethe's Universalität und Objectivität gesprochen und geschrieben worden, daß ein öffentliches Blatt sich sogar erlaubte, diese Eigenschaften als Phrasen zu behandeln, die Goethe's Verehrer und Freunde in Gang gebracht, und wobei in der Regel von ihnen wenig oder gar nichts gedacht werde. Das Wahre aber von der Sache ist, daß beide Foderungen allerdings das Fundament nicht nur des goethe'schen, sondern jedes echten und wahrhaftigen Styls ausmachen, sowie, daß Goethe's Verdienst ohne diesen von ihm selbst in solcher Strenge aufgestellten Maßstab nicht einmal erkannt oder gewürdigt werden kann.

Daher habe ich es mir angelegen seyn lassen, gerade diesen Punkt aller goethe'schen Darstellungen in das gehörige Licht zu setzen, weil ohne ihn durchaus kein Resultat zu gewinnen ist, wie sehr man sich auch in Bewunderung der Einzelnheiten seines Genius erschöpfen möge. Man befrage sich nur selbst: was ist es denn wol, was Goethe vor allen übrigen Dichtern so entschieden auszeichnet? Etwa die Mechanik seiner Verse? Wieland und Voß machen sie besser.

Oder die grammatische Richtigkeit und Correctheit seiner Sprache? Da müßte er nothwendig Klopstock als seinen Meister anerkennen. Wie? Oder ist es vielleicht jene wahre und richtige Auffassung aller und jeder Lebensverhältnisse? jenes innige Zusammenfließen mit der Natur und ihren Erscheinungen? Wenigstens in dem letzten Stücke möchte es wol so leicht Niemand unter den Neuern Goethe zuvorthun. Wenn dem so ist, so ergibt sich auch sofort die zweite Frage: was war es denn wol eigentlich, was Goethe zu dieser Kunst der Darstellung befähigte? Der Grund dieser Frage, sowie ihr Zusammenhang mit Goethe's Charakter als Naturforscher, sofern ihn auch hier und da einsichtsvolle Leser ermaßen, ist doch der Menge im Ganzen, ja sogar einigen von des Dichters nähern Freunden durchaus fremd geblieben. Ich selbst hörte einen großen Dichter im Ernste versichern; daß Goethe sich durch das Studium der Natur außerordentlich als Dichter geschadet hätte. Wer mag es nun unter diesen Umständen den Lesern und Verehrern jenes großen Dichters in der zweiten oder dritten Geschlechtsfolge verargen, wenn sie mit großer Zuversicht das Nämliche behaupten sollten? Solche Urtheile aber

sind immer wichtiger zur Charakterisirung Dessen, der sie fällt, als Dessen, über den sie gefällt werden. Sie kommen jedoch selbst bei edeln Menschen so häufig vor, daß man sich keineswegs darüber erbittern sollte. Für Natur- und Weltbetrachtung im Großen ist mit dem sittlichen Standpunkte allein wenig auszurichten, und man darf sich daher wol nicht wundern, wenn Diejenigen, die es dennoch versuchen, in große Einseitigkeiten verfallen. Ebenso ist es auch nicht schwer, die Najaden, Dryaden und andere Wesen der Fabelwelt in fließenden Versen lauschen und rauschen zu lassen; aber damit ist man dem Genius von Goethe noch auf tausend Meilen weit nicht auf die Spur gekommen. Dieser verschmäht die Schale, dringt in den lebendigen Kern und (man vergleiche seine Unterredung über die Monaden oder Urbestandtheile aller Dinge nach Wieland's Tode) bildet so ein Reich von Gestalten, wo ihm jeder Baum, jeder Vogel, jede Blume, jeder Schmetterling, jede Schlange wie eine Maske erscheint und ihn zuweilen mit Lust, zuweilen aber auch mit Grauen erfüllt. Man könnte wol sagen, Goethe habe an die Stelle jener spielenden und phantastischen Allegorie eine wahrhafte und wissen-

schaftliche Mythologie gesetzt. Daher denn auch sein Widerspruch mit den Mythologen und Aufklärern im neusten Sinne, wovon die Scenen auf dem Blocksberge im „Faust“ mehr als einen Beweis enthalten. Indem diese Herren schon selig auf ihren Polstern ruhn, in der festen Überzeugung, allen Aberglauben verscheucht, alles Hexenwerk verbannt zu haben, zündet Goethe den alten Zauberberg wieder aufs Neue zu ihren Füßen an. Alle vertrocknete Stiele und Reiser, worauf die Damen sonst zum Blocksberg ritten, grünen und knospen nun in neuer Lebensfülle unter dem milden Einflusse einer Walpurgisnacht zur großen Verwunderung ihrer Gegner, die sich eher des Himmels Einfall, als dieses, vermutheten.

So bestreitet Goethe die falsche Mystik, redet aber bei der Gelegenheit zugleich der ewigen und über alle Zeit erhabenen standhaft das Wort. Unbestritten vor seinen Augen bewegt sich ein den Urphänomenen Inwohnendes, wogegen alle Grübelei nichts auszurichten vermag; und indem er diese tiefe Betrachtungsart überall durchsetzt, ergetzt sich sein Humor an der Verlegenheit aller jener hochmüthigen Geister, die in Wissenschaft und Kunst die ihnen von Gott ge-

schriebenen Grenzen überspringen und, indem sie den Aberglauben mit Nachdruck bestreiten, auf der andern Seite einem ebenso anmaßenden als leeren Unglauben anheimfallen. In keinem Werke von Goethe spricht sich diese Ansicht deutlicher aus als im „Faust.“ Daher glaube ich nichts ganz Unverdienstliches zu thun, wenn ich hier, wo von Goethe's Innerstem, gleichsam von der Hauptmaxime alles seines Thuns und Wirkens, nicht nach leeren Voraussetzungen, sondern nach Anschauungen und Thatsachen die Rede ist, diejenigen Stellen jenes Meisterwerkes, die damit in Verbindung stehen, etwas näher bezeichne, auch sonst gelegentliche Erörterungen über Eins und das Andere beibringe. Vor Goethe wüßte ich kaum einen neuern Dichter zu nennen, der in dieses Universalleben der Natur mit gleichem Ernste und gleicher Begeisterung eingedrungen wäre. Selbst Schiller'n ist diese Seite gänzlich fremd geblieben; er ist zu lyrisch und versteht die Kunst nicht, sich unterzuordnen. Nur die gewaltige Maxime, die Shakspeare für Gutes und Böses ohne Theilnahme als reiner, ungetrübter Weltspiegel in seinen Darstellungen verfolgt, grenzt nahe daran. Im Einklange mit Lessing und Herder,

die Beide das organische Leben der Natur, wenn auch nur prosaisch, dennoch zuweilen mit dem glücklichsten Erfolge auffaßten, bahnten die ernsten Bestrebungen dieser Männer dem goethe'schen Style als Vorschule würdig den Weg. Man vergleiche nur einmal die Einleitung von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" nebst so vielen hochbegeisterten Stellen in desselben Verfassers „Kalligone" über den sich verkörpernden Geist der Natur, wie er, durch die Elemente bestimmt, so verschiedenartige Gestalten annimmt, mit jener so merkwürdigen Äußerung Goethe's, deren bereits früher von mir gedacht worden ist, daß er in der That nicht wisse, was in dem ersten Theile des ebengenannten Werkes ihm, oder was Herder angehöre, da Beide in jener Zeit, wo Herder die „Ideen" schrieb, genau mit einander verbunden, dieselben gemeinschaftlich durchsprachen und durchlebten. Wenn man die Seltenheit solcher Geister betrachtet, denen, als eigentlichen Sehern, ein Licht durch alle Reiche der Natur von ihrem Genius vorgetragen wird, so möchte man wenigstens alle Diejenigen, denen gleiche Gaben versagt sind, wie schätzenswerthe Verdienste in andern Kreisen des menschlichen Wissens und Han-

delns sie sich auch mögen erworben haben, geziemend, ja dringend ersuchen, wenn von Gegenständen die Rede ist, wofür ihnen nun einmal das Organ abgeht, bescheidener in ihrem Urtheile zu seyn. Wenn wir nämlich so fortfahren, Alles, was wir nicht verstehen oder zu lernen unfähig sind, Mystik zu schelten, so könnten auch Gluck und Mozart bald in den Fall kommen, daß alle der Musik Unkundige auch sie für Mystiker erklärten. Was hat z. B. Kotzebue'n nicht Alles für Mystik gegolten! Die goethe'sche Mystik nimmt freilich ein Letztes, ein Unerklärliches in allen Dingen an. Sie ehrt demnach, wie den Glauben, so auch die Vernunft; sie erwartet von dem Verstande viel, nur nicht Alles. Was in der Welt aber möchte wol dieses lichtvolle Wesen mit den völlig verstandlosen, finstern Ausgeburten des Aberglaubens oder der Barbarei der vergangenen Jahrhunderte zu schaffen haben? Goethe's schöne Seele, die das Rechte will und sich überall, folglich auch im Forschen, ein Maß auflegt, mahnt die Wissenschaft mit Nachdruck von dem Versuche ab, das in ihr Verborgene, Unerklärliche auf eine in die Sinne fallende Weise erklären zu wollen:

Natur läßt selbst bei lichtem Tag
Sich ihres Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht anvertrauen mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!

Überfliegt der Mensch diese Demuth, so ist der Stolz einer seichten Aufklärung nothwendig Das, was ihm auf der Ferse nachfolgt. Kein Wunder demnach, wenn eine hochmüthige Forschung sich auf diesem Wege zuletzt so weit verirrt, daß sie nur zwischen einem naturlosen Gott oder einem gottlosen blinden Fatum die Wahl hat. Die goethe'sche Ansicht dagegen, welche die Natur und ihren Urheber nicht nebeneinanderstellt, sondern in seliger Durchdringung von Ewigkeit zu Ewigkeit als Eins im Wesen, wenngleich verschieden im Wirken, denkt, scheint allein im Stande, dem Glauben seine heiligen, unbestrittenen Vorrechte einzuräumen und doch zugleich den finstern Ausbrüchen des Aberglaubens von allen Seiten zu wehren. Je weiter sich daher jetzt und in Zukunft die Deutschen in Kunst und Wissenschaft von der Wahrheit, vom rechten Style und von der Natur verirren, je mehr sie in ihrem Wirken und Handeln

der Unnatur und dem Übertriebenen verfallen werden, desto weniger wird der Name Goethe bei ihnen gelten, und desto weniger werden sie die Räthsel, die ihnen dieser Genius knüpft, zu lösen sich versucht fühlen. Jedesmal aber, wo eine neue Rückkehr zur Natur und Wahrheit vom Irrthume, und wär' es nach Jahrhunderten, unter uns stattfinden wird, kann man gewiß seyn, daß auch die Nation sich wieder um diesen Liebling versammeln und ihm die wohlverdienten Kränze darreichen wird. Eine brennende Sinnlichkeit und eine tiefe, hier und da sogar an Trockenheit grenzende Metaphysik, die größte Ruhe einer wissenschaftlich philosophischen Betrachtung, verbunden mit dem lebhaften Ungestüm eines jugendlichen Dichterfeuers, so völlig unvereinbare und hier dennoch glücklich in einem und demselben Individuum zur Anschauung gebrachte Vorzüge, sind eins von den Pfunden, die dem Genius, der sie besaß, einen der ersten Plätze nicht nur unter den Dichtern, sondern auch zugleich unter den Denkern und Naturforschern aller Jahrhunderte anweisen.

2.

Goethe's Vermächtniß an die jüngere Nachwelt zu seinem fünfundsiebzigjährigen Geburtstage, den 28. August 1824.

Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben;
Erst sollt ihr leben — und nach diesem schreiben;
Erst sollt ihr dichten — und nach diesem malen;
Sonst spielt ihr nur mit Farben, Kunst und Zahlen,
Und seid, obwol von Jedermann gelesen,
Doch selbst nur Schrift und Pergament gewesen.

Ein Jeder suche, wie und was er schreibe!
Der Kopf sei angemessen seinem Leibe!
Zehntausend Schultern Einem anzupassen,
Das nennen sie erfinden und verfassen.
Wir aber nennen dies Manier; ob Viele
Sie auch verwechseln mit dem ernsten Style.

Der ernste Styl, die hohe Kunst der Alten,
Das Urgeheimniß ewiger Gestalten,
Es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern;
Es wird in Felsen, wie in Büchern, blättern;
Denn was Homer erschuf und Scipionen,
Kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen;
  Allein die deutsche Eich' erwuchs zum Ganzen!
Ein Sturm des Wachsthums ist ihr angekommen,
  Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs, o Eich', erwachs zum Weltvergnügen:
Schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
  So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Wiederschein von jenen Sternen
  Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.

3.

Der Dichter und seine Freunde im ersten Prologe zu „Faust."

Der Hauptgedanke in diesem Prologe ist dieser: der Dichter fühlt in sich plötzlich eine Begeisterung, welche ihn in die Zeiten seiner frühesten Jugend versetzt. Wehmüthige Gefühle werden bei dieser Gelegenheit in ihm rege. Er fühlt sein vorgerücktes Alter; seine Freunde

sind in der Welt zerstreut; das jetzige Publicum ist ihm fremd; selbst sein Beifall ängstigt ihn; doch gibt er dem Drange seines Gefühles nach, das Werk seiner Jugend fortzusetzen. Seine Seele verdämmert gleichsam in einer wehmüthigen Stimmung; sie fließt in eine selige Vergangenheit zu den Schatten seiner abgeschiedenen Freunde zurück; sie sind wieder um ihn; er hört sie, er sieht sie und ist taub für die Wirklichkeit, die ihn ängstet.

4.

Der Dichter, der Schauspieldirector und die lustige Person des Vorspiels.

Alle Drei sprechen ihrem Charakter völlig gemäß. Der Director, der die Gage auszahlen muß, verfolgt den wesentlichen Standpunkt seines Berufes. Ein gefülltes Haus und eine gefüllte Casse geht ihm billig über Alles, und gar theuer sind ihm die Eindrücke von solchen Tagen, wie er sie selbst schildert:

Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt;
Bei hellem Tage, schon vor Vieren,
Mit Stößen sich bis an die Casse ficht
Und, wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.
Dies Wunder wirkt auf so verschied'ne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o thu' es heute!

Der Dichter dagegen sucht als echter Musensohn nur den Himmel, die Götter und den Olymp und bekümmert sich in diesem hohen Aufschwunge höchstens nur gelegentlich um die Casse. Er spricht mit Verachtung von einem Publicum, das das Schönste und Zarteste nicht selten verkennt, und bei dem sich die größten Meisterwerke oft erst nach Jahrhunderten in ihren wahren Werth einsetzen. Er haßt die ephemerischen Erscheinungen und belegt sie mit dem Fluche der Vergänglichkeit:

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren.

Nicht so der echte Dichter. Er huldigt der Nachwelt und in ihr der Ewigkeit. So vernichtet er gleichsam die alltägliche Erscheinung in seinem Busen,

um sie in göttlich verklärter Darstellung als Ideal wieder hervorgehen zu lassen. Er achtet deßhalb auch für keinen Vorwurf, daß man ihn der zeitlichen Lüge zeiht, weil er sich durch himmlische Eingebung wohl bewußt ist, daß Zeitliches oft an ewige Wahrheit grenzt, zeitliche Wahrheit aber nicht selten dem Vorwurfe ewiger Lüge auszuweichen nicht im Stande ist. Von nun an wird die höhere Kunst der Natur gegenübergestellt,

Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt.

Der Dichter will ungefähr sagen: langweilig folgen die Menschengeschlechter in der Geschichte, wie die Jahreszeiten, aufeinander. Die Natur scheint keinen andern Zweck zu haben, als Sicherung und Fortpflanzung des Ganzen ohne Ende; gleichviel, was um und neben ihr dabei zu Grunde geht. Dem göttlichen Gefühle des Dichters, seinem höhern inwohnenden Geiste, ist daher ihr todter Mechanismus widerwärtig; er sucht Gott, Harmonie, Ordnung, Zweck, Wohllaut,

Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrüßlich durcheinanderklingt.

Diese wenigen Worte drücken den Ekel einer zarten Dichterseele bei Betrachtung gemeiner Gegenstände der Natur aus und richten, so zu sagen, die allgemeine Weltgeschichte. Psychens Flügel sind zu mächtig, um sich von dem klebrigen Schmuz des Erdbodens verhaften zu lassen. Sie sucht Gott und den Himmel im tönenden Aufschwung zum Ideal und findet beide im Gebiete der Dichtung.

> Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
> Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?

Ebenmaß und Wohlklang im Vortrage des Dichters, beide im Vergleich mit einer untergeordneten, auf gut Glück zusammengeworfenen Prosa, sind durch diese Zeilen angedeutet.

> Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe?

Kunst des Idealisirens, Losreißung vom Einzelnen, Erhebung des Individuums zum göttlichen Urbilde.

> Wer läßt den Sturm der Leidenschaften wüthen?
> Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?

Der Dichter vergleicht in dieser Stelle das Moralische mit dem Physischen, den Sturm, wie er die Blätter der Weltgeschichte in Bewegung setzt, mit

dem Sturme, welcher die Blätter des Waldes durchrauscht. Den Untergang hoher Seelen, eines Achill, Oedipus, stellt er einem wehmüthig scheidenden Abendrothe gegenüber, und nennt dies mit einem glücklichen Ausdrucke das Abendroth im höhern Sinne erglühen lassen.

Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?

Der Dichter faßt Alles in der Idee auf; das im Leben Unbedeutende, ja Gleichgültige wird durch ihn und seine Darstellung anziehend, bedeutungsvoll. Der Schmied, der Bauer, der Fischer, der Hirt, jeder Stand erscheint in seiner Nähe veredelt und empfängt gleichsam eine Glorie um sein Haupt.

Wer sichert den Olymp? vereinet Götter?

Das Thier hat weder Poesie noch Religion. Zwischen diesen beiden Töchtern des Himmels aber findet ein inniger Zusammenhang statt. Dem Aufschwung des Menschen zur Idee überhaupt verdanken wir besonders den Aufschwung der Seele zu Gott. So ist demnach der Glaube an den Himmel und seine Be-

wohner, der die höchste aller Ideen ist, gesichert, so lange es noch begeisterte Dichter gibt. — „Vereinet Götter" — eben durch sein Eingehen ins All (Objectivität), durch seine reine Auffassung des Göttlichen in jeder einzelnen Erscheinung, selbst in solchen, die sich feindselig einander gegenüberstehen, athmen alle Werke des Dichters jenen Geist der Eintracht, der sich durch Anerkennung gegenseitiger Verdienste beurkundet und das Göttliche in den mannichfaltigsten Gestalten zu verehren sucht. — Den nahen Bezug der Kunst auf Religion und Philosophie drückt Schiller in seinen „Künstlern" fast mit den nämlichen Gedanken aus:

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land;
An höhern Reiz dich zu gewöhnen,
Übt sich an Schönheit der Verstand.
Was bei dem Saitenspiel der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Die lustige Person empfiehlt dem Dichter ganz besonders die Jugend zu fassen, weil ihre Seele noch

eine unbeschriebene Tafel und ebendeßhalb mancher Eindrücke fähig sei:

> Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
> Ein Werdender wird immer dankbar seyn.

Der Humor als lustige Person vermittelt überhaupt den schroffen Absatz des poetischen und bürgerlichen Lebens, da sich für beide kein Übergang ergeben will. Er räth, um das Publicum zu fesseln, dummen Streichen nicht auszuweichen, nur aber auch gelegentlich Weisheitssprüche dazwischen hören zu lassen. Das wecke, reize, ärgere, belehre und bekehre zugleich. Das Verhältniß eines echten Dichters zum Publicum müsse, wie das eines Liebhabers zu seinem Mädchen, seyn. Auf den Rath, sich weniger mit dem Alter, als mit der Jugend, einzulassen, erwiedert der Dichter: nur jung könne man der Jugend gefallen. Der Narr möchte ihm doch auch mit seiner Jugend zugleich Lust an der Thorheit wiedergeben. Er fühle sich zu gesetzt, zu ernst, um fortwährend mit Kindern ein Kind zu seyn. Der Humor will ihm diesen Satz schlechterdings nicht einräumen; es sei, wie er behauptet, mit der Dichtkunst keinesweges, wie mit

der Tanzkunst oder mit dem Lanzenspiele beschaffen, wo freilich Jugendkraft in der Regel als eine unerläßliche Foderung sich geltend mache; umgekehrt, mit anmuthiger Weisheit lasse sich eben im Alter die Wahrheit am besten verbinden. Der Director schließt mit der Idee eines guten Cassenstückes, das, wie sich von selbst versteht, zugleich ein Spektakelstück seyn muß. Er bittet sich dazu alle Ingredienzien aus, die im „Faust" wirklich vorkommen. Wasser, Feuer, Felsenwände, Himmel und Hölle, nichts soll fehlen. Der Dichter liefert ihm nun zwar alle diese Gegenstände, spielt ihm aber dennoch einen Streich, den er nicht vermuthet. Er legt allen diesen, an sich hohlen Dingen einen hohen Sinn unter. So befolgt er den Rath, den ihm der Humor oder die lustige Person kurz vorher gab. Die Beimischung nämlich einer ziemlichen Portion Narrheit hindert ihn keinesweges daran, die Größe seiner Weltansicht, sei es auch nur ironisch, durchzusetzen. Wohl kann man sagen, Goethe lege in diesem Prologe dem Publicum gleichsam Rechenschaft über den gewählten gothischen Styl sowie über die groteske Art seiner Darstellung höherer Ideen im „Faust" ab. Warum Alles in demselben so bunt

wie in einer Oper unter= und durcheinandergeht: da= für werden uns die Gründe durch die Flachheit des Publicums, die lustige Person und den Schauspiel= director zur Genüge an die Hand gegeben.

5.

Mephistopheles und die himmlischen Heerschaaren vor dem Throne Gott Vaters. Zum Prologe im Himmel.

Dieser Prolog vertritt gewissermaßen die Stelle einer großen Ouverture zum „Faust." Wie nun in einer guten Ouverture der Geist des Ganzen enthal= ten ist, und der Componist uns auf die Hauptmo= mente durch ebenso große Andeutungen und Haupt= schläge vorbereitet, wie dies z. B. im „Don Juan" und der „Zauberflöte" der Fall ist: also auch hier. Den Charakter Gott Vaters, des Teufels, Faust's, der Engel, ist der Dichter in kurzen, aber großen Mei= sterzügen anzudeuten bemüht gewesen. Gott Vater erscheint sofort als der Urheber aller Dinge, als die

grenzenloseste Liebe, als die grundloseste Barmherzigkeit bei einer unermeßlichen Allmacht. Da Alles, was da ist, ihm allein seinen Ursprung verdankt, so begreift Gott die Erscheinung auch da noch, wo sie sich von ihrem Wesen und Zwecke gänzlich verirrt hat. Klärer, als sie sich selbst erkennt, erkennt er sie dem Wesen nach; ja, in ihm ist nicht nur der Wille, sondern auch die Macht, selbst Das, was Böses im Weltall wirkt, seinen höhern Zwecken unterzuordnen und so Böses, aus Beschränkung verübt, in Herrliches, Großes und Gutes zu verwandeln. Den Beweis dafür liefert uns gleich Mephistopheles. Dieser hat sich festgerennt auf dem Standpunkte einseitiger Weltbetrachtung. Der Himmel, die Engel, Gott selbst sind seinem engen Herzen entwichen. Sein Pferdefuß rührt und quirlt nur noch im Kothe; wie denn auch dies thierische Symbol bestimmt darauf hindeutet, woran der so bezeichnete Geist verhaftet ist. Hörner, Schwanz und Pferdefüße, diese gothischen Anhängsel der Wirklichkeit, gehören einmal nicht in das Himmelreich, sondern in ein Reich, wo Mephistopheles Herr und Meister ist. Er aber fühlt in sich keine Unruhe, er ist vielmehr selig in seiner Unselig=

keit und so zu sagen mit thierischem Bewußtseyn in sich abgeschlossen. Deßhalb rühmt er sich auch gegen Gott dieses Vorzuges seiner Natur vor Faust, dem der Kampf zwischen Engel und Thier noch etwas anhaben kann, der die Entzweiung in seinem Innern oft so schmerzlich fühlt, der sogar zwischen dem Streben nach unbedingter Himmels= und Erdenlust, die er vereinigen möchte, wo nicht auf ewig zu Grunde geht, doch zeitlich Schiffbruch leidet. Nicht also Mephistopheles! Ihn rührt das Alles nicht an; er findet sogar, daß der Mensch besser daran seyn würde, wenn ihm dieser Himmelsschein entweder ausgegangen wäre, oder wenn er ihm vielmehr niemals geleuchtet hätte. Teufelsfest, wie er es ist, im Streben nach blos sinnlichem Genusse, kommen ihm die Menschen in ihrem ungewissen Schwanken so kläglich vor, daß es ihm nicht einmal der Mühe werth scheint, sie zu holen. Wenigstens rühmt er sich gegen Gott, daß ihn das Mitleid mit ihrem gegenwärtig so verblasenen Zustande allein daran hindere, die über ihr Geschlecht ihm von Alters her eingeräumte Macht gehörig in Anwendung zu bringen. Welch' eine Beschränkung! Demnach weiß sich Gott auch ihrer zu bemächtigen.

Er erkennt und bezeichnet den Mephistopheles als den verneinenden Geist der Schöpfung, d. h. als einen solchen, der selbst nichts göttlich hervorzubringen, sondern nur an dem bereits Vorhandenen die unvollkommene Seite auszuspähen weiß. So möchte freilich das Urtheil befremden:

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

Es erklärt sich aber sogleich durch den Zusatz: der Mensch entschläft zu leicht auf dem weichen Polster des Müssigganges, und arbeitlose Ruhe ist für ihn das verderblichste Geschenk. Er glaubt, die Hoheit seiner Bestimmung, wozu ihm seine halb thierische Natur den Weg so ausnehmend erschwert, schon glücklich erreicht zu haben, wenn er sich nur in diesen oder jenen Stücken mit dem Höhern abgefunden hat. Daher ist es recht gut, wenn ihm der Versucher hier und da in den Weg tritt, ihn zuweilen aus dem Schlafe rüttelt und so über seine bessere Natur zum Nachdenken bringt. Auf Faust angewendet, zweifelt Mephistopheles gar nicht daran, da ihm alle Mittel der Sinnenwelt zu Gebote stehen, den gelehrten Doctor willig in ein Thier zu verwandeln. —

Merkwürdig ist auch hier die Ansicht Gottes von Faust. Gerade dieselbe Unentschiedenheit zwischen Geister- und Sinnenwelt, die ihn in den Augen des Teufels so verächtlich macht, ist es, wodurch ihm in den Augen des liebenden Allvaters Gnade widerfährt. Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, setzt der Ewige gelassen hinzu, und einer jungen Pflanze gleicht, die erst in der Blüte steht, so bin ich als Himmelsgärtner nachsichtig genug, ihm die Frucht nicht gleich in derselbigen Stunde abzufodern. Es wird schon werden mit dem Faust! Du aber, Mephistopheles, wirst sehen, daß ein guter Mensch auf seinem schweren Lebensgange das Ebenbild Gottes zwar in sich verdunkeln, aber nie ganz auslöschen kann. Übrigens ist er deinen Versuchungen in dem Nebellande, was Erde heißt, und wo ein halb thierischer Zustand Gesetz ist, anheimgegeben. In diesem Lande hast du, als Obergeist der Thierwelt, einmal den Vorsitz. Du wirst demnach in den paar Stunden, die mein ewiger Faust daselbst zu leben hat, dich nach Möglichkeit an ihm versuchen; jenseits aber waltet eine andere Ordnung der Dinge, die dir nicht angehört, und da sollst du schon von ihm lassen.

Wie mild, wie herrlich ist dieser Charakter des Allvaters von Goethe gezeichnet! Und doch gibt es Leute genug, die eben diese Milde anstößig gefunden haben. Ewig liebend und wieder geliebt, so nehmen ihn auch seine Engel; so nimmt er sie, ja er bezeichnet sie selbst als Wesen, die außer allem Kampfe mit den schweren Bedingungen der Zeitlichkeit sind. Sie vollbringen das Gute in seliger Gewißheit, ohne irgend einen Widerspruch durch die stillen Einwirkungen des Lichts, in welchem sie wohnen; und dieses nämliche Licht, welches eigentlich ihre höhere Natur selbst ist, läßt uns durch die bloße Wirkung ihr eigenes Wesen, was sich darin abspiegelt, zur Genüge erahnen. Hier werden nun die Tagewerke der Engel vom Dichter aufgezählt. Bald ist es eine Blume, die, auf ihr Geheiß aus dem Schoose der Erde hervorgerufen, sich harmonisch entfaltet, oder eine Seelilie, die aus dem tiefen Abgrunde des Wassers emporsteigt. Sobald der Frühling die Eisdecke schmelzt, ruht diese schaffende Kraft von oben nicht, bis das Abendgold durch die stille Einwirkung des Himmels auf der Welle schwimmt, indeß in Wiesen und Gärten das Morgenroth sich in Rosen und Feldblumen verkörpert, und sich von un-

fern Händen abpflücken läßt. So in einem gleichen Ebenmaße schreiten alle Geschäfte der Engel fort. Da ist kein Neid, kein Widerspruch, kein Haber, wodurch ihr gemeinschaftliches Wirken eine Hemmung erfährt, sondern ein gleicher Zug zu dem göttlichen, himmlischen Vater beseelt Alles und hält Alles aufrecht. Der Engel fromme Schar hat mit dem irdischen Körper zugleich den Streit abgelegt, dem das in einem Thierleibe eingekerkerte menschliche Wesen zur Demüthigung seines Stolzes so traurig unterworfen ist. Diese Weltcherubim vollbringen am Fuße des Thrones Gottes gemeinschaftlich ihre Sonnengeschäfte und reichen einander willig und hülfreich die Hände.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag,
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

So werden die verschiedenartigsten Pflanzen, Blumen, Vögel, Metalle und Thiere auf den verschie-

denartigsten, ihrem Einflusse untergeordneten Erdkörpern durch sie ins Daseyn gelockt; und völlig ungestört und immer nur momentan gehindert geht dies ewige Erschaffen und die Freude daran, wie am ersten Schöpfungstage, fort, während der Tod, als das zweite verneinende Weltgespenst, seine einzige Freude daran findet, alles Erschaffene zu vernichten, es wankend, schwankend und hinfällig zu machen, es in Wasser, Meer, Fluten und Abgründen zu begraben und so die allgemeine Lebenshemmung sich gleichsam als unverrückbaren Zweck vorzusetzen, die indeß auf keinem Punkte zu Stande kommt, weil die ewig unermüdlichen Engel und Erzengel das Daseyn stets von Neuem in immer höhern Kreisen von sich ausströmen. Diese Betrachtungen sind allerdings sehr hoch und übersteigen fast alle menschliche Fassungskraft.

6.

Makrokosmos und Wirkung der Lichtengel, die ihm zu Gebote stehen.

Kein Wunder demnach, daß Faust späterhin an einer Verbindung mit diesen Lichtengeln (Makrokosmus) verzweifelt. Wohl wird sein Geist die Wirkungen des allhervorbringenden Geistes gewahr; wohl ist er ein lebendiger Zeuge von der Wundermacht jener Kräfte:

> Die auf und nieder steigen
> Und sich die goldnen Eimer reichen;

aber zugleich ruft er auch kleinmüthig aus:

> Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
> Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
> An denen Himmel und Erde hängt,
> Dahin die welke Brust sich drängt,
> Ihr quellt, ihr tränkt — und schmacht' ich so vergebens?

Faust will sagen: für mich, als Bürger eines Nebellandes, ist aus demselben kein Übergang zu den seligen Lichtsphären jener reinen Engelsnaturen zu finden. Darum läßt er es sich denn auch angelegen

seyn, da er nun einmal dem Makrokosmus, oder Sonnengeist, nicht gewachsen ist, wenigstens aus der Thierwelt selbst heraus eine Brücke zum Himmel zu schlagen; er bannt zu dem Ende den Erdgeist, oder den Mikrokosmus, durch gewisse Zeichen in seinen Kreis; allein auch dessen Herrlichkeit hat Manches, was den armen Faust erschreckt und auf große Entfernungen zurückwirft, wiewol er kurz zuvor, und eh' er ihn von Angesicht zu Angesicht sah, von sich gerühmt hatte: »

Du, Geist der Erde, bist mir näher.

Übrigens ist die Natur dieses Geistes im Prologe mit wenigen, aber großen Meisterzügen gezeichnet. Gerade die Hauptwunder des Erdengels, der die Erde in ihren Achsen so unerklärlich zusammenhält, sind vom Dichter aufgegriffen und als Charakter zur Anschauung gebracht. Selbst die Engel des Lichts sehen freudig schauernd dem Kampfe des Erdengels zu, wenn er Sturm und Gewitter aufregt, Felsen und Meer im Kreislaufe von vier Meilen in jeder Secunde gleichsam im Wirbel dahinreißt, ohne daß die Ruhe irgend eines darauf wohnenden Geschöpfes dadurch gestört wird.

Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf,
Und Fels und Meer wird fortgerissen
In ewig schnellem Sphärenlauf.

Indem der Erzengel Michael diesen gewaltigen Kraftäußerungen Beifall und Bewunderung zollt, werden zugleich, und das mit scharfer Abgrenzung, die holden, höhern Geschäfte von Gottes Lichtboten als das zuletzt Entscheidende von ihm angerühmt und gepriesen:

Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags.

So spiegelt sich denn in dem ewigen Vater des Lichts, wie in einem unverfälschten Kristall, die ganze Reihe der ihm untergeordneten Diener, wie aller ihrer noch so verschiedenen Wirkungen, von oben bis unten im reinsten und schönsten Einklange ab. Mephistopheles selbst fühlt den Anhauch dieser liebenden Nähe seines Herrn und Meisters in vollem Maße; ja, er rettet sich sogar durch dies Selbstgefühl aus einer völlig einseitigen Weltverkennung, die ihm überall, wo

er auftritt, zu Theil wird. Es freut ihn, daß ihn Gott nicht ganz verwirft, sondern auch ihm in seiner Schöpfung, wenngleich zu höhern Zwecken, die er als Thierkönig gar nicht einmal zu fassen oder zu würdigen im Stande war, einen freien Spielraum läßt:

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen;
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen!

7.

Charakter des Faust, aus dem Standpunkte einer unerlaubten Wißbegier aufgefaßt.

Wie im „Macbeth" die Ehrbegierde sich selbst überspringt und in eine verderbliche Ehrsucht ausartet, so überspringt sich im „Faust" die Wißbegier und artet zuletzt in einen himmelstürmenden Hochmuth aus. Nicht nur von Gott und göttlichen Werken Einiges zu wissen, Anderes zu ahnen, sondern mit Titanen-

stolz in den Himmel zu bringen, die Götter von ihren alten und ruhigen Sitzen zu vertreiben und sich dafür selbst als Schöpfer einzusetzen, soweit verirrt sich Faust's ungemessenes Bestreben; und da ihm, mit seiner Betrachtung an die letzten Endursachen aller Dinge (Urphänomene) angelangt, die Wissenschaft und Kunst natürlich nichts mehr zu bieten im Stande ist, so verwirft er sie lieber beide, tritt so das höchste Kleinod, das Gott dem Menschen zur Unterscheidung vom Thiere gab, verächtlich in den Staub und verfällt eben dadurch nur um so tiefer dem niedern Thierkreise, dem er sich als Halbengel entschwingen wollte. Das eben ist die Frucht seines Bündnisses mit Mephistopheles, der ihn auf den Weg jener falschen Magie verlockte, deren Zwielicht zu den Werken der Finsterniß so bequem ist. Weil der Mensch nicht fliegen kann, so soll er lieber ganz stille stehen, und weil ihn seine Flügel nicht geradewegs zum Himmel und zu dem Mittelpunkte aller Vollkommenheit tragen, so soll er es vorziehen, seine Flügel ganz am Staube der Sinnenwelt zu verhaften, oder sich durch einen Sprung in das Centrum jener Gottähnlichkeit zu versetzen, wovon der Feind selbst sagt:

Folg nur dem alten Spruch und meiner Mutter, der Schlange,
Gewiß, dir wird einmal vor deiner Gottähnlichkeit bange!

Von dem Augenblicke an, wo Faust die Demuth verläßt, sehen wir ihn in sündhafte Triebe verfallen, die ihm allmälich zur Verführung Margarethen's, zu Mutter- und Brudermord, zu Vergiftung und Schaffot den Weg bahnen. Armer Faust! Das sind also die Götterhöhen des Makrokosmus und Mikrokosmus, wohin du dich verflogen hast!

Tausend Verbrecher sind vor dir des nämlichen Weges gewandelt, und es brauchte wahrlich nicht des hohen Aufschwungs deines Geistes, um eben dahin zu gelangen und deine höhere Lebensrolle mit solcher niedern Verwandtschaft auszufüllen. Wie? gab es denn so gar kein Mittel, um deinen wissenschaftlich gebildeten, hochfliegenden Geist gegen diese zweite Auflage eines schnöden Sündenfalls in Schutz zu nehmen? Was fehlt dir denn eigentlich? Woher die Entzweiung in deinem Innern? Was verrückte deine Kraft so gewaltsam aus ihrem Gleichgewicht? Was machte dich so gefährliche Wege einschlagen? Das

ist es, daß Faust, an die Grenzen des Wissens (Urphänomene) angelangt, nicht glauben will, was der Meister an einem andern Orte mit so treffenden Worten uns einprägt:

Natur läßt selbst bei lichtem Tag
Sich ihres Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht anvertrauen mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Wer die Wissenschaft gleichsam betasten, wer ihren Geist mit Händen greifen will,

Behält die Theil' in seiner Hand,
Fehlt leider nichts als das geistige Band.

8.

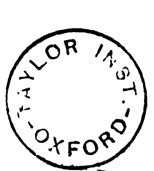
Vom Wissen in Gott oder von der echten Magie.

So die falsche Magie; wie anders die rechte! Ich verstehe darunter jene fromme geregelte Naturbetrachtung, die ihren Standpunkt als Mensch er-

kennt, die jene unübersteiglichen Schranken zwischen sich und dem Schöpfer mit Behutsamkeit wahrnimmt, die den Himmel nicht erstürmt, sondern liebend auf ihn hofft, indem sie fest glaubt, daß diese nichtige Erdbeschränkung einst ein Ende nehmen, und der Mensch, seiner höhern Natur gemäß, insofern er sich anders in diesem Lande der Prüfung dazu geschickt macht, nothwendig in das Wesen Gottes, d. h. in die schaffende Urkraft übergehen muß. Hoffnung und Glaube beflügeln sonach unsere Seele auf diesem Wege, ohne sie in jene schroffen und gefährlichen Abgründe zu stürzen, die den unbehutsamen Faust vor unsern Augen so schwindelnd in Empfang nehmen. Hier schon auf Schleichwegen oder mit Gewalt erlangen wollen, was jenseits nur erreichbar, ja vielleicht den Seligen in einer andern Welt vorbehalten ist, grenzt an verderbliche Neugierde, und die frommen Vorfahren haben deßhalb solche verkehrte Richtungen des menschlichen Geistes mit dem Namen: schwarze Kunst, belegt. Wenig mag es sonach befremden, daß ein in seiner ganzen Aufgabe verfehltes wissenschaftliches Bestreben, wie das des Faust, auch ein ganz verfehltes Leben zur Folge hat. Denn wie sollte

es auch anders kommen? Es ist keine Ursache vorhanden, warum der jüngste Versuch des menschlichen Stolzes, Gott gleich zu seyn, nicht gerade ebenso kläglich wie der erste ablaufen sollte. Die Verachtung der Wissenschaft, welcher sich Faust in der Folge ergibt, ist nur ein neuer Irrweg. Von ihm sagt Mephistopheles mit Recht:

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
> Des Menschen allerhöchste Kraft,
> Laß nur in Blend= und Zauberwerken
> Dich von dem Lügengeist bestärken,
> So hab' ich dich schon unbedingt! —



9.

Charakter des Erdgeistes oder Mikrokosmus im Faust.

Die Magie des Lichts ist an Faust als eine unkörperliche Wirkung vorübergegangen. Eine leise Abweisung entfernte ihn von diesem Reiche, ja wurde für ihn immer fühlbarer, jemehr er sich dessen Gan=

zem näherte. Deßhalb will er es nun mit dem kräftig aufstrebenden Erdgeiste versuchen. Dieser erscheint ihm denn auch wirklich, redet ihn aber, halbmürrisch darüber, daß ihn, den Riesenhaften, schrecklich und lieblich Gestaltenden, so ein Zwerg aus seiner Ruhe aufgestört, mit folgenden Worten an:

Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang gesogen;

was ungefähr so viel heißen mag, als: Qua Wissenschaftskrämer und Wunderdoctor hast du lange genug in allen Büchsen und Schachteln der Natur gekramt. Nach den Resultaten, die du dadurch hervorgebracht, sieh dich selbst um, sie sind Null! Wüßt' ich dies noch nicht, so müßte es mir doch jetzt klar werden, da ich dir selbst persönlich erscheine, durch den Eindruck, den ich als Geist auf dich mache.

Welch erbärmlich Grauen
Faßt, Übermenschen, dich! Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu heben?
Wo bist du, Faust, deß Stimme mir erklang,

Der sich an mich mit allen Kräften drang?
Bist du es, der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtsam weggekrümmter Wurm!

Faust ermuthigt sich zwar etwas und gibt dem Stolzen zur Antwort:

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin deines Gleichen.

Aber nun läßt der Erdgeist plötzlich sein ganzes Riesenbild vor den Augen Faust's hervortreten und wirft den armen Schwarzkünstler dadurch auf den ganz gewöhnlichen Standpunkt eines beschränkten Individuums zurück. Das gewaltige und vielgestaltete Erduniversum selbst; jener Brennpunkt aller Erscheinungen, der zugleich Meer, Berg, Sturmwind, Erdbeben, Tiger, Löwe, Lamm, Homer, Phidias, Rafael, Newton, Mozart und Apelles, mit einem Worte, die größte thierische Beschränkung, und doch zugleich, wo nicht das Licht selbst, doch die höchste Annäherung zum Lichte in sich enthält: wem sollte es, wie, wo und wann es je persönlich erschiene,

nicht Zagen, Furcht und Entsetzen einflößen? Ist dieser ungeheuere Standpunkt für die Betrachtung einmal gewonnen, so verschwindet freilich ein Individuum, wie Faust, gerade ebenso unscheinbar in demselben, wie ein Tropfen Wasser in einem vorüberrauschenden Meere. Tausend Millionen mehr oder minder, darnach wird wenig in so riesig schwindelndem Kreislauf gefragt:

Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben;
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Auf diese stolze Belehrung fällt Faust so tief in sich hinein, daß er sich kaum auf den Zuruf: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" noch mit den ermannenden Worten: „Nicht einmal dir?" wieder herausfinden kann. Um sein Herzeleid vollständig zu machen, schickt ihm der Humor des Mikrokosmus in diesem nämlichen Augenblicke den vertrockneten Schleicher und Bücherfamulus Wagner, diesen seligen Reflex von Leinwand und Papier, in sein Zimmer. Dies könnte von einer gewissen Seite

zwar hart und ungerecht erscheinen, ist aber doch wieder recht, aus einem höhern Gesichtspunkte, nämlich aus dem einer Studirlampe betrachtet, um uns selbst das verfehlte Streben Faust's in dieser Beleuchtung ehrwürdig zu machen. Wagner versteht auch nicht ein einziges Wort von dem höhern Drange und dem innern Verlangen Faust's, sondern träumt den seligen Traum seiner todten Büchergelehrsamkeit durch alle Repositorien der Vorwelt gründlich fort. Den Götterfunken seiner bessern Seele aus diesem todten Bücherkrame herauszugraben, das ist eine Aufgabe, woran selbst ein Faust verzweifeln muß. Deßhalb kann er ihn nur bemitleiden, oder ihn höchstens unter sein psychologisches Mikroskop nehmen, wie der Ausruf beweist:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

In der That, wären dem herrlich urkräftigen Faust die alten Pulte seines Studirzimmers, die angeräucherten Papiere und Pergamente desselben nicht

schon verhaßt genug, dieser Wagner allein würde die Aufgabe, sie ihm zu verekeln, glücklich vollenden. So erfaßt ihn denn zuletzt ein gänzlicher Lebensüberdruß, ein Unmuth, der ihn bald genug bis an die Grenze des Selbstmordes führt, den er sich trügerisch unter Form einer Befreiung von den Schranken des Individuums, sowie eines Überganges in die schaffenden Wirkungen des höhern Universums vorspiegelt. So gefährlich ist seine Stimmung, daß diese traurige Erschöpfung aller Kraft ihm als die höchste Anstrengung derselben vorkommt:

Hier ist es Zeit durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht;
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In die sich Phantasie zu eigner Qual verdammt;
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahinzufließen.

10.

Vom Handeln in Gott; oder Fortsetzung der Lehre von der echten Magie.

In diesem Augenblicke aber, wo Faust die Phiole heruntern immt und das Gift trinken will, ertönt die Kunde Dessen, was ihn allein von dem schauerlichen Abgrunde, dem er so geflissentlich zueilt, zu erretten im Stande wäre. Der alte ehrwürdige Ostergesang ruft den wild alle Ziele überspringenden Geist zu den Pflichten der Menschheit, von dem Meere des Todes, worauf er sich einschiffen will, wieder zurück. Wie ein Pharus erinnern ihn diese Töne an die fromme Sage seiner Kindheit: daß der Mensch hier im Lande der Schmerzen und der Prüfungen sei und ebendeßhalb auch kein Recht habe, die Pforten sich selbst willkürlich aufzuschließen; es handele sich vielmehr darum, diese schmerzliche Aufgabe treu, nach dem Vorbilde des großen Meisters, zu lösen und ebendadurch der höhern Götterfreuden nicht nur theilhaftig, sondern auch würdig zu werden. Den Weg, worauf man dahin gelangen kann, schildern die Worte:

Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Gerade also der rettende Hauptpunkt, der das verfehlte Streben Faust's im Innersten berührt, ist hier durch ein schmerzgetrübtes, aber in Gott geheiligtes Leben zur Nachahmung bezeichnet. Nicht in die äußere Natur, wie Faust so gern möchte, sondern in seine eigene, innere sittliche Natur soll der Mensch einkehren und schaffen. Hier allein ist ihm ein Kreis von neuen Geburten eröffnet, deren Wesen die durch höhere Menschenkräfte oft so heilig umgestaltete Weltgeschichte sorgfältig aufbewahrt. Die rechte Magie besteht darin, daß der Mensch reines Herzens ist, daß er an eine Vorsehung glaubt und sich ihr als Werkzeug willig dahingibt. Will der Mensch, was Gott will (und [illegible] will er, sofern er reinen Herzens ist), so ist auch [illegible] Wagenburg der Engel um ihn geschlagen, gegen

welche die Wagenburg der Welt mit allen ihren Schrecknissen nichts ausrichten kann. Geh hin und übe dies Evangelium des großen Meisters! scheinen die Osterglocken dem verirrten Faust unaufhörlich zuzurufen; und sei alsdann gewiß, der Friede und die Unschuld aus den Jahren deiner Kindheit werden in deinen zerrissenen Busen aufs Neue wieder einkehren! Aber für den überklugen Faust geht leider dieser Zuruf verloren, er seufzt daher so tief und schmerzlich:

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Seiner Hand entsinkt zwar die Phiole mit Gift, aber die unselig einseitige Richtung seines Geistes, in verbotenen Schöpfungskreisen zu stören, wirbelt ihn stürmisch fort und führt ihn so in alle die verborgenen dunkeln Irrgänge menschlicher Leidenschaft, in welche wir ihn künftig weiter zu begleiten veranlaßt sind.

Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Gerade also der rettende Hauptpunkt, der das verfehlte Streben Faust's im Innersten berührt, ist hier durch ein schmerzgetrübtes, aber in Gott geheiligtes Leben zur Nachahmung bezeichnet. Nicht in die äußere Natur, wie Faust so gern möchte, sondern in seine eigene, innere sittliche Natur soll der Mensch einkehren und schaffen. Hier allein ist ihm ein Kreis von neuen Geburten eröffnet, deren Wesen die durch höhere Menschenkräfte oft so heilig umgestaltete Weltgeschichte sorgfältig aufbewahrt. Die rechte Magie besteht darin, daß der Mensch reines Herzens ist, daß er an eine Vorsehung glaubt und sich ihr als Werkzeug willig dahingibt. Will der Mensch, was Gott will (und das will er, sofern er reinen Herzens ist), so ist auch eine Wagenburg der Engel um ihn geschlagen, gegen

welche die Wagenburg der Welt mit allen ihren Schrecknissen nichts ausrichten kann. Geh hin und übe dies Evangelium des großen Meisters! scheinen die Osterglocken dem verirrten Faust unaufhörlich zuzurufen; und sei alsdann gewiß, der Friede und die Unschuld aus den Jahren deiner Kindheit werden in deinen zerrissenen Busen aufs Neue wieder einkehren! Aber für den überklugen Faust geht leider dieser Zuruf verloren, er seufzt daher so tief und schmerzlich:

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Seiner Hand entsinkt zwar die Phiole mit Gift, aber die unselig einseitige Richtung seines Geistes, in verbotenen Schöpfungskreisen zu stören, wirbelt ihn stürmisch fort und führt ihn so in alle die verborgenen dunkeln Irrgänge menschlicher Leidenschaft, in welche wir ihn künftig weiter zu begleiten veranlaßt sind.

11.

Von dem Triebe, zu schaffen, und wie derselbe unbezwinglich in jeder menschlichen Brust herrscht.

Nicht als ob dieser heiße Trieb zu schaffen und durch irgend eine hervorgebrachte Schöpfung Gott liebend zu nahen, oder diese Werdelust der Engel, wie Goethe es nennt, in deren Flammen sich hier Faust gleichsam vor unsern Augen verbrennt, an sich etwas Sträfliches enthielte; sie ist es nur durch ihre verkehrte Anwendung, und im Gegentheile mit der höhern Natur des Menschen so nahe verwandt, daß man sagen kann, selbst Musik, Poesie, Plastik, Malerei seien am Ende weiter nichts, als verfehlte Versuche dieser Art, wodurch der Mensch die verborgene Sehnsucht seines Busens, die ihn beständig ins Centrum der Schöpfung zurückzieht, an den Tag lege. Welcher Maler z. B. würde sich wol damit aufhalten, Farben zu reiben? welcher Naturforscher damit, Rosen zu zeichnen und zu malen, sobald er sich der seligen Werdelust von Faust's Engeln theilhaftig fühlte, die dergleichen durch einen Hauch ihres Mundes aus

dem Morgenrothe zu erschaffen im Stande sind? Ja, man kann noch weiter gehen und sagen, die gründlichste Untersuchung und Zergliederung von Bäumen, Pflanzen, Thieren, wie sie die Wissenschaft vornimmt, würde sogleich zu ihrem Gipfel gelangen, wenn sie Gott, wie sie doch wol eigentlich will, je das Geheimniß ablernen könnte, selbst Weintrauben, Rosen, Hyacinthen u. dergl. hervorzubringen. Ohne dies Hauptresultat, was helfen am Ende alle Nebenresultate? Was hilft es, daß wir alle Schätze der Natur einregistriren? daß wir alle ihre Glocken, ihre Kelche und Staubfäden zu zählen, zu nennen und zu unterscheiden im Stande sind? Gelehrsamkeit, so viel ihr wollt, und für Wagner und Seinesgleichen, mit jeder neuentdeckten Pflanze, ein neues Fest! — Faust aber sucht etwas mehr, als eine trockene Registratur. An dieser Grenzscheide eben war es, wo ihn die Müdigkeit alles menschlichen Wissens befiel. Im Grunde regt sich dieser Schöpfungstrieb in jeder Menschenbrust. Er allein ist es, der den mannichfaltigsten Formen des Lebens, nicht nur in Künsten und Wissenschaften, sondern auch sogar in niedern Künsten ihre Entstehung gab. Irgend etwas, wenngleich auf

noch so beschränkte Weise, will jeder Mensch schaffen. Der Eine schafft, ein Meister im Stein; der Zweite prägt seine Vorstellungen in Erz oder Eisen aus; der Dritte verfertigt einen Riß, der, in geistigen Linien verkörpert, zuvörderst auf dem Papiere erscheint, hinterdrein aber, in Stein, Holz oder Ziegeln ausgesetzt, unsere Bewunderung plastisch in Anspruch nimmt. Je höher die Seele, je höher auch die erwählte Thätigkeit und um so erhöhter der Genuß. Die Kunst z. B., über eine gewisse Form des Fußes den Fuß nachzuformen oder nachzuschaffen, ist an sich löblich und befriedigt ihren Meister ebenfalls; sie steht aber, da sie blos einem irdischen Bedürfnisse dient, billig unter der göttlich erhabenen Kunst der Phidiasse, die nicht nur den Marmor zwingt, zu athmen und menschliche, ja göttliche Gestalt anzunehmen, sondern sogar in ihrem Aufschwunge Ideale (Urbilder) hervorzaubert, die wenigstens in dem Raume dieses Weltkörpers nicht vorhanden sind.

12.

Vom Sonntage, blauen Montage, oder vom Paradiese auf Erden.

Es fragt sich nun, da dieser Schöpfungstrieb, wie wir im Faust sehen, auf den höchsten Stufen immer mit so großer Unruhe verbunden ist, daß er sich selbst gleichsam verzehrt: wie es wol die Natur anfängt, daß sie den meisten Menschen so leicht über diese Abgründe des Lebens, die eigentlich die Tiefen ihrer höhern Natur sind, so leicht und so spielend hinweghilft? Der Dichter soll statt unserer antworten. Erstlich — und das ist die Hauptsache — sie freien und lassen sich freien — auch eine Art Schöpfung! — Sie sind sodann fleißig in ihrem Berufe — wenigstens eine ganze Woche hindurch; und schlägt endlich die geliebte Sonntagsstunde, so werden die höhern Foderungen des Lichtmenschen in Jedem von ihnen, nach dem Maße, das in ihm wohnt, auf die verschiedenste Weise befriedigt. Besonders an hohen Festtagen ist es, wo sich auch bei gewöhnlichen Bürgern und Handwerkern die Künste von allen Seiten her recht in

Gang setzen. Hat man die Woche hindurch Schuhe aus Leder für Menschen, oder Schuhe aus Eisen für Pferde verfertigt, so gilt es nun zum Sonntage einen höhern Aufschwung zu nehmen. Früh Morgens geht man in die Kirche; der Erdmensch, der in Ruß und Rauch die ganze Woche hindurch, so zu sagen, verging, hat sich nun gereinigt, sein Schurzfell abgelegt und ist so, wenigstens von außen, ein plötzlich wiedergeborener Lichtmensch geworden. In der Predigt gelangen ebenfalls Ansprüche von der sublimsten Art an sein höheres Wesen. Man unterhält ihn von der Ewigkeit seiner Seele, von seiner künftigen Fortdauer, und sofern er von Wochenarbeiten ermüdet im Kirchstuhle nicht einschläft, sucht man ihn zu einem Gesichte von Gott und seiner höhern Natur gehörig vorzubereiten. Doch lange hält er das nicht aus. Nachmittags nimmt der poetische Schwung seines Wesens eine noch höhere Richtung. Zwei Beine genügen ihm nicht mehr. Faust wünscht sich die Flügel eines Vogels, um mit der Sonne einen Wettlauf zu halten; die lustigen Gesellen aus Auerbach's Hofe lassen sich dagegen an acht Pferdefüßen genügen. Alle sieben Künste stehen an dem Orte, wo sie ihren

Himmel auf Erden suchen, schon zum Empfange bereit. Die Dichtkunst singt ein Lied zur Zither oder zum Hackebrete; die Tanzkunst führt den Reigen; Bacchus, in Gestalt eines lustigen Schenkwirths, Cythere, in Rubens' Geist gedacht und einer flinken Stubenmagd nicht unähnlich, die Samstags ihren Besen rüstig führt, winken und laden von allen Seiten den versessenen trübseligen Städter, zwischen Blumen und Feldern, zu einem erheiternden Genusse ein. So kommt der Abend herbei. Die Anfoderungen des höhern Lichtmenschen sind nun auf lange Zeit gesättigt und gestillt, und es werden wieder eine ganze Woche hindurch Schuhe und Hufeisen in Menge verfertigt, Stuben und Schornsteine gefegt, um, wenn der Sonntag kommt, dem Lichtmenschen für sauer verdienten Lohn irgend eine neue Unterhaltung zu gewähren und ihn dem Umgange der Götter näher zu bringen. Diese Ironie spielt durch all diese Volksschilderungen bis zu der Scene in Auerbach's Keller mit einem humoristischen Übermuthe durch. Der Dichter verräth dadurch mehr oder weniger das Geheimniß, wie das Volk oder die Menschheit im Ganzen es eigentlich anfängt, um die höhern Foderungen,

mit denen sich Faust so herumquält, im Taumel der Sinnlichkeit loszuwerden. So wird ihm denn diese Cur ebenfalls stillschweigend von Mephistopheles angerathen. Der Lichtpunkt, der für Faust zum Brande wird, der ihn verzehrt, ja ihn, wie ein geflügeltes Insect, das sich zu nahe an die Flammen heranwagt, gleichsam in sich hereinsaugt und in Asche verwandelt, ist für Leute dieser Art, die uns die divina commedia hier vorführt, höchstens nur eine gesellige Kerze, in einen großen Tanzsaal aufgesteckt, um die man sich, nach vollbrachter Wochenarbeit, ein erlaubtes Vergnügen macht und sodann ruhig zu seinen Berufsgeschäften zurückkehrt.

Ich höre schon des Dorfs Getümmel;
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich seyn!

Den Wagner können freilich diese Rohheiten nicht bestechen, weil ihn, bei seinem vertrockneten Naturell, die Natur als solche höchst widerwärtig berührt. Er steht also von einer Seite zwar höher als das Volk, aber von der andern Seite auch um so tiefer. Aus

jener Beschränkung der Natur kann allenfalls noch das Göttliche erwachsen; Wagner aber ist, wie der Empfänglichkeit für Rohheit, also auch der Steigerung derselben aus dem Gemeinen in das Ungemeine völlig unfähig. Alles in und an ihm ist todter Bücher- und Mottenstaub. Er betrachtet ungefähr das gemeine Leben ebenso, wie er den Pudel betrachtet, der sich vor ihm auf allen Vieren bewegt; die höhere und dahinter etwa verborgene Idee irrt ihn nicht, er ahnet sie kaum. —

Mit Euch, Herr Doctor, zu spaziren,
Ist ehrenvoll und ist Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben
Ist mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben wie vom bösen Geist getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Gesang! —

So viel ist gewiß — um allen diesen Betrachtungen die Schlußkrone aufzusetzen — daß diese Art, den Sonntag zu feiern, unter dem vornehmen Volke wie unter dem geringern gleich bekannt und beliebt ist. Einfalt, Demuth, wahrer Glaube findet zwar in

allen Ständen das Rechte, und der wackere Mann, stehe er nun oben oder unten, der Sonntags seinen Vorsatz erneuert, die ganze Woche hindurch ein guter Mensch zu seyn, und demselben getreu bleibt, hält gewiß einen recht würdigen Gottesdienst. Solche Lichtmenschen sind echte Werkzeuge Gottes, seien sie Knechte oder Mägde, mögen sie Schuhe verfertigen, Eisen schmieden oder Documente ausarbeiten: sie vollbringen fromm und fleißig an ihrem Platze, was ihnen der Vater aller Creatur zur Erhaltung des Ganzen auflegte; sie wollen nicht, wie Faust, die Götter von ihren alten Sitzen verdrängen, sondern fügen sich ihren höhern Beschlüssen in ihrer untergeordneten Stellung und erreichen so in Demuth, was jenem im Sturme versagt ist, daß sie nämlich sichtbare Werkzeuge der Vorsehung werden, und alle Engel und himmlischen Heerscharen unaufgefodert, weil ihr Herz rein und ein Tempel Gottes ist, sich zu ihnen niederlassen. Für diese ist dann der Sonntag auch ein wahrer Sonnentag, d. h. ein Fest für den innern Lichtmenschen; sie stehen ohne Magie höher als Faust mit aller seiner falschen Gaukelkunst. Dieser sucht nur den Verkehr mit höhern Wesen; sie

sind wirklich in demselben begriffen, weil Niemand, der getreu will, was Gott will, in dieser Welt allein und hülflos stehen kann.

13.

Vom Lichtmenschen in uns oder von der echten Feier des Sonntags.

Wenn es wahr ist, was die Schrift sagt, daß wir Alle in Gott leben, athmen und sind, so muß an diesem Odem Gottes das Kind des Armen ebenso gut wie das Kind des Reichen einen Antheil haben. Die Allgemeinheit selbst ist sogar, eben wie bei der atmosphärischen Luft, die wir einathmen, ein Kennzeichen des Göttlichen. Sonach kann die echte Heiligung des Lebens, die Hingebung des Menschen an Gott, von jedem Punkte aus, sogut von der Werkstatt wie aus der Studirstube beginnen. Es handelt sich nicht darum, was wir in dieser Welt verfertigten, Gedichte, Gemälde oder Schuhe, sondern was wir liebten, und was wir lebten, und wie wir

uns unserm himmlischen Ursprunge gemäß im Handeln beurkundeten. An diese religiöse, milde Ansicht des Lebens schließt sich auch die echt poetische Schilderung des ersten Osterfeiertages im „Faust“:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche,
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick! —
— — — — —
Sie feiern die Auferstehung des Herrn;
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie Alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh, wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß in Breit' und Länge
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn!

Faust bestätigt gleichsam durch diese äußere frische Erscheinung den allgewaltigen Drang, die Sehnsucht der innern Menschenbrust. Er will sagen: es ist

etwas Unendliches in unserer Natur, das, obwol in Stadt und Mauern begraben, nimmer zur Ruhe gelangt. Hinaus will und muß das Volk ebenso gut als ich, der Faust, nur daß es, anders als ich, in Befriedigung irgend eines dunkeln Triebes, seinen himmlischen Ursprung zu erreichen sucht. Diese Kähne, mit Menschen beladen, die sich am fernen Horizonte verlieren, rudern eigentlich dem Himmel zu, ohne daß sie es wissen. Wie ein eingekerkertes, edles Thier, das immerfort die Runde in seinem eisernen Käfige macht und an dessen Stäben herumzürnt, weil sie ihm den Berg und die freien Ebnen vorenthalten, ebenso unruhig sucht der im dunkeln Erdenleben befangene Mensch den Weg der höhern Rückkehr zum Lichte, was ihm durch die Mauern und Stäbe seines Gefängnisses von allen Seiten entzogen oder verborgen ist.

14.

Einige Worte über Faust's Pudel, mit Bezug auf Goethe's Gartengespräche.

Goethe fängt hier an, eine magische, große Naturansicht, die alle Pflanzen, alle Thiere in Gott sieht, aufzustellen. Der Pudel erscheint vor seinen Augen nicht mehr als Individuum, sondern gleichsam als ein Abdruck jener ewigen, weltbildenden Kraft, von welcher wir Alle miteinander ein Ausfluß sind. Die Erscheinung jedes Creatürlichen ist nämlich, von diesem Standpunkte aus betrachtet, weit mehr, als sie selbst weiß oder besagt. Faust vernichtet in seiner Ansicht die äußern Umrisse jener Pudel-Monade (vgl. das Gespräch nach Wieland's Tode) und erblickt sodann in ihm nur den allgemeinen Feuergeist, der ihn schon einmal erschreckte; jenes vielfältig gestaltete und gestaltende Wesen, dem Alles, was wir auf diesem Erdboden sehen, hören oder wahrnehmen, durch die Richtung irgend einer Hauptmonas gestempelt, seine Entstehung verdankt. Von dem geheimen Bangen und Grausen, das ihn bei dem tiefen Erfassen dieser

Larve so mächtig erfaßt, scheint Wagner'n kaum eine Ahnung beizuwohnen. Er betrachtete seinerseits den Pudel als eine sinnreich zusammengesetzte Maschine, die als ein lehrbegieriger Scholar den Studenten belustigende Künste vormacht. Von einer ewigen Natur desselben kann in diesem niedern Gesichtskreise schwerlich die Rede seyn. Das Ding holt Verlornes aus dem Wasser wieder, steht Schildwache auf beiden Hinterfüßen, trägt einen Korb, oder was man sonst will, in seinem Maule nach Hause, und damit ist die Sache für Wagner und Seinesgleichen abgethan. Nicht aber ebenso für den Seher Faust. Bei diesem erweckt die äußere Larve ein inneres Gesicht, und er ruft deßhalb wie entzückt aus:

> Bemerkst Du, wie in weitem Schneckenkreise
> Er um uns her und immer näher jagt.
> Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
> Auf seinen Pfaden hinterdrein.

Ja, es kommt ihm sogar eine Ahnung, als ob er selbst durch seine unglücksvolle Gemeinschaft mit dem Thierkönig Mephistopheles einem niedern Thierkreise verfallen könnte:

Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
Zu künft'gem Band um unsre Füße zieht.

Wer das oben bereits angeführte Gespräch mit Goethe nach Wieland's Tode mit etwas Aufmerksamkeit gelesen hat, wird durch Das, was daselbst von der Gewalt der Monaden gesagt ist, wie die stärkern unter ihnen die schwächern in ihre Kreise herabreißen, nicht nur jenen Ausruf von Goethe, als er einen Hund bellen hörte: „Mich kriegst du gewiß nicht unter!" sondern auch diese und andere sonst nur halbverständliche Stellen im „Faust" gehörig zu deuten im Stande seyn.

15.

Wagner's selbstzufriedene Bücherweisheit, im Contrast mit Faust's Unruhe.

Wie weit ist doch Wagner von aller dieser Sehnsucht und Unruhe entfernt! Volle Bücherschränke und dabei ein leerer Kopf, ein leeres, mit den Titeln eitler Ruhmsucht ausgefülltes Herz, wie es sich im folgenden Gespräche mit Faust so treffend darlegt, zeigen

deutlich an, daß der Famulus und sein Professor auf zwei völlig verschiedenen Welten einander gegenüberstehen.

Welch ein Gefühl mußt Du, o großer Mann!
Bei der Verehrung dieser Menge haben!
O glücklich! wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann!
Der Vater zeigt Dich seinem Knaben,
Ein Jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel stockt, der Tänzer weilt.
Du gehst, in Reihen stehen sie,
Die Mützen fliegen in die Höh',
Und wenig fehlt, so beugen sie die Knie,
Als käm' das Venerabile.

Nur daß alles dieses den Faust gar wenig rührt, der früher nebst seinem Vater in dieser Gegend unter den Bauern gedoctert oder, wie er es nennt, vergiftet hatte. Auch hier verwirft sein alle Schranken überspringender Geist das rechte Maß, und weil er als Arzt nicht Todte erwecken kann, so ist ihm die ganze Arzneikunst ein Greuel und Abscheu geworden. Selbst der edle Trieb zur Aufopferung für seine Mitbrüder in der Pest, jener heilige Ernst, womit er damals Gott zwischen einsamen Felsen und Bergen auf

seinen Knien um die Abwendung dieses Übels anflehte und das Seinige redlich dazu beitrug, erscheint ihm jetzt als eine neue Art von Beschränkung. Wie aber, nach dem alten Sprüchworte, Kinder doch wol zuweilen die Wahrheit reden, bemerkt Wagner hierbei ganz richtig:

Wie könnt ihr Euch darum betrüben?
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunst, die man ihm übertrug,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben.
Wenn Du als Jüngling Deinen Vater ehrst,
So wirst Du gern von ihm empfangen;
Wenn du als Mann die Wissenschaft vermehrst,
So kann Dein Sohn zu höherm Ziel gelangen.

Aber Faust hört ihn nicht und nimmt aufs Neue einen Schwung, der ihn der Erde entreißt. Wie eine Sage seliger Vorzeit steigt wieder jene uralte Liebessehnsucht in ihm auf, vermöge deren er, gleichsam mit der scheidenden Sonne Eins, in das Universum übergehen und darin zerfließen möchte.

Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.

O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstral
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht;
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag, und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir, und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.

Wagner meint: das sei auch eben nicht sehr nothwendig; wir könnten uns durch die Bücherwelt schon hoch genug aufschwingen und brauchten dazu keiner Sonnenpferde:

Und ach! entrollst Du gar ein würdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu Dir nieder.

16.

Faust's Commentar zum Evangelium Johannis, als weitere Entwickelung von Goethe's. Gartengesprächen.

Geschrieben steht: „im Anfang war das Wort!“
Hier stock' ich schon. Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen.
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der Alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft.
Doch auch, indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe,
Mir hilft der Geist, auf einmal seh' ich Rath,
Und schreib getrost: im Anfang war die That!

Dem unerfreulichen, nie beendigten Streit zwischen der Ewigkeit der Welt, oder der Materie, und der Ewigkeit Gottes sucht Faust hier dadurch ein Ende zu machen, daß er die Schöpfung selbst als

ewige That nicht etwa voraussetzt, sondern sie zu gleicher Zeit, oder vielmehr über alle Zeit erhaben als gleich unendlich mit dem Schöpfer annimmt. Der Mensch verwickelt sich hier zu leicht in Trugschlüsse, indem er Gottes Worte beilegt, was dem Menschenworte in seiner Dürftigkeit allein eigen ist. Der Unterschied zwischen Gottes- und Menschenwort aber ist dieser: Gott kann allein seine Vorstellungen zwingen, daß sie Dinge werden. Den belebenden Hauch, wodurch dieses geschieht, und wodurch der ewige Geist Vögel, Blumen, Thiere, Menschen, die er sich zuvor gedacht, nun als Erscheinung gleichsam ausathmet, diese hohe Kraft in ihm nennt die Schrift bildlich Wort, das Wort, oder den Logos. Wir sehen Alle die Wirkungen dieses Logos vor Augen, ohne daß wir seiner geheimnißvollen, höhern Natur irgend anders als durch Ahnung inne würden. Denn was ist es sonst als diese Kraft, die im Frühlinge mit dem Lichte auf die Erde kommt und aus dem schwarzen, gleichgültigen Staube so anmuthig Rosen und Hyacinthen hervorzaubert? Ihr Liebeszug ist es, der in den Samenkörnern die eingekerkerten, schlafenden Geister zu neuem Leben wieder auferweckt.

Die Cecilie aus der Tiefe des Sees ruft: hier bin ich! und das Morgenroth gestaltet sich bei seinem Herannahen zu den zarten Umrissen einer Rose, die man mit den Händen abpflücken und halten kann. Von diesem Standpunkte aber, will der Dichter sagen, ist keine Trennung irgend denkbar. Gedacht ist zugleich gethan, und gethan ist zugleich gedacht. Die Trennung zwischen Wort und That, die der Menschenwelt angehört, kann nun und nimmermehr im Reiche Gottes stattfinden. Sehr schön tritt späterhin dieser allseitigen Ansicht des Faust, die Gottes Welt, die Schöpfung und den Schöpfer als ein von Ewigkeit Ungetrenntes zusammendenkt, die einseitige Vorstellung des Mephistopheles in den Weg, der den Bestand der Materie für sich allein als selbständig durchsetzt und Licht und Bewußtseyn nur als unnütze Zugaben betrachtet, die erst späterhin aus dem Chaos zur Entwickelung kamen. So stellt er sich in seinem Hochmuthe höher als Gott und sagt von sich selbst:

Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war,
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht,

Und doch gelingt's ihm nicht, da es, so viel es strebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön,
Ein Körper hemmt's auf seinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange,
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Ganz irre geworden an der eigentlich ursprünglich göttlichen Kraft, an jenem Standbilde der Idee, an jener Werdelust der Engel, die sich durch nichts irre machen läßt, sondern in einer unendlichen Reihe jedesmal mit Gewißheit zur Erscheinung bringt, was der einzelne Punkt oder das Individuum nur höchst unvollkommen gewähren kann, ruft Mephistopheles unwillig aus:

Was sich dem Nichts entgegenstellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen
Ich wußte nicht ihr beizukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand;
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben!

Faust aber blickt durch; er sieht recht wohl, daß diese Vorstellung einer höhern Lichtwelt einseitig und

beschränkt, wie ihr Urheber, ist. Er ruft deßhalb in einer Anwandlung echt göttlichen Unwillens:

So setzest Du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt.

Sein Geist beruht fort in jener harmonischen Grundvorstellung des Universums, die sich auch späterhin in jenem erhabenen Gespräche, das er mit Felsen, Bäumen und Thieren in der Einsamkeit hält, so unvergleichlich beurkundet.

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles,
Warum ich bat. — — —
— — — — —
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Hier, wie an andern Orten, rechtfertigt Faust demnach vollständig den Ausspruch Gottes von ihm, als er seine Seele dem Teufel zur Versuchung preisgab:

Und steh' beschämt, wenn Du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

17.

Faust's gänzlicher Abfall von Gott und Natur.

Der Teufel tritt als Junker gekleidet in Faust's Studirstube und räth ihm, sich fröhlich in das Gewühl des Lebens zu stürzen, oder, wie man zu sagen pflegt, sein Daseyn zu genießen. Faust durchgeht nun ironisch einige Arten des Lebensgenusses und zeigt an ihnen das schale Einerlei für einen ewigen Geist. Am widerwärtigsten findet er zuletzt den Umstand, da der Mensch hier auf Erden ohnedies so wenig Wünsche zu befriedigen im Stande ist, daß er sich auch noch diese wenigen durch Scrupel aller Art mit der eigensinnigsten Krittelei zu verkümmern sucht. Man sieht gar wohl, das Gewissen, oder die göttliche Stimme in uns, die der Sinnlichkeit des Menschen in manchen Fällen so peinigende Schranken auflegt, erhält hier eine kurze, ja etwas schnöde Abfertigung. Faust findet diesen Gott in uns eben nicht besonders großmüthig. Unter Anderm wirft er ihm vor, er sei nur geschäftig, um uns zu quälen, uns mit Gedanken, Phantasien und leeren Träumen der Zukunft zu er-

schrecken; wo es aber eine Schöpfung der Gegenwart oder ein tüchtiges Daseyn nach Außen gelte, ziehe sich derselbe bedächtig zurück und verleugne so auf einmal seine höhere Abkunft:

Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen.

Die innere Reinheit des Busens, die uns das Christenthum, von seinem höchsten Standpunkte aus betrachtet, so dringend anempfiehlt, ja sogar als den einzigen Weg zur Rückkehr in Gott bezeichnet, ist dem Faust zum Geheimniß geworden, das er zwar in seinem Margaretchen zu ahnen, aber nicht in lebendiger That und Handlungsweise für sich selbst zu ergreifen weiß. Da er nun einmal aus dem Mittelpunkte aller sittlichen Schöpfungen verschlagen ist, so kann er zuletzt nicht umhin, in Befriedigung irdischer Gelüste den Himmel auf Erden zu suchen, und da der

höhere Geist in ihm eben diese Vergnügungen auf das Unerbittlichste richtet, so zeigt er sich auf diesen höhern Geist selbst, wegen Auflegung solcher Beschränkungen durch Warnung vor thierischem Rückfalle, höchst ungehalten. Willst du, scheint er zu sagen, mir als Sinnenmenschen die Gottheit so gebieterisch aufnöthigen, so gib sie mir auch ganz und laß mich frei und frisch in diesen Kreisen schaffen, vollbringen, was Göttern gehört! Verschone mich aber — und darum muß ich bitten — mit jener halben qualvollen Schöpfung, die das Thier in mir belästigt und den Engel doch nicht frei macht. Immer tiefer in solche und ähnliche Melancholien versinkend, scheint ihm am Ende der Tod von allen Gaben dieser Erde die wünschenswertheste zu seyn. Mephistopheles bemerkt indeß spottend:

> Und doch hat Jemand einen braunen Saft
> In jener Nacht nicht ausgetrunken.

Dies bezieht sich auf jene mit Gift angefüllte Phiole, die Faust beim Klange der Osterglocken aus der Hand entfallen war. Faust ist hierauf seiner Schwachheit eingeständig und klagt sich selbst an, nicht Geistesstärke genug in jenem entscheidenden Au-

genblicke besessen zu haben. Ein unbekanntes Etwas, ein Rest kindlich religiöser Gefühle habe ihn damals an der Ausführung seines männlichen Vorsatzes verhindert. Unmuthiger als je ergießt er sich nun in einen Fluch über Alles, was dem Menschen durch Täuschungen der Sinnenwelt über die Spanne des Augenblickes hinweghilft, oder ihm darin etwas Betrügliches vorgaukelt. Nichts wissen will er fortan von Liebe der Geschlechter, von Besitz und Eigenthum, von Häusern, Gärten und Palästen, von berühmt werden und einen großen Namen erlangen; der Himmel jenseits kann ihm für den verlornen Himmel diesseits keinen Ersatz gewähren; ja, sogar die Engelsgeduld, die dem Menschen durch alle diese dunkeln Prüfungsstufen hindurch so unzertrennlich begleitet, um ihm da, wo er strauchelt, freundlich die Hand zu reichen, wird von Faust, in dieser trübseligen Stimmung verkannt, auf das bitterste geschmäht und mit ihrem ganzen beglückenden Gefolge, dem Glauben und der Hoffnung, in das Reich der Hirngespinnste verwiesen.

Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Hier erscheint nun die gänzliche Verödung in Faust's Busen; wir sind mit ihm an eine Grenze gelangt, wo ihm die Erde nichts mehr bieten kann. Mit vollem Recht singt daher auch der Geisterchor:

Weh! Weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmern ins Nichts hinüber,
Und klagen
Über die verlorne Schöne.

Zugleich aber verlocken sie, ihrer dunkeln Natur gemäß, Faust zu der betrüglichen Hoffnung, mitten im Weltenbrand eines Planeten eine neue, ja wol gar schönere Pflanzung anzulegen.

Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In Deinem Busen baue sie auf!

Ohne Glaube, Liebe und Hoffnung, also ein

Gebäude ohne Fundament; wie wird es nun beginnen? oder wie soll es Bestand haben?

Neuen Lebenslauf
Beginne
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Je näher wir den neuen Bau zu Faust's Lebensglück, wie es ihm Mephistopheles entwirft, betrachten, je mehr zeigt sich uns dessen Hinfälligkeit. Sich in das Gewühl der Welt zu stürzen und der Sinnenlust auf alle erdenkliche Weise zu fröhnen, das, nicht mehr und nicht weniger, ist es, worauf denn doch die Weisheit von ihm und Seinesgleichen am Ende hinausläuft. Eine Ahnung davon fliegt den Faust nicht nur an, er spricht sie sogar auf das deutlichste aus. Ich kenne Deine wurmstichigen Gaben, spricht er; welches von Deinen herrlichen Erdengütern willst Du mir bieten? Wie möchte auch Deinesgleichen je die Unruhe einer Menschenbrust zu ermessen im Stande seyn? Hast Du Deine Speisen vorzusetzen, die nie sättigen? Oder kannst Du nur Bäume zeigen, die täglich neu blühen und wieder ausschlagen? Mich

ekelt die ewige Wiederkehr dieses gestrigen Laubes, dies Märchen, das, immer dasselbe, am Morgen erzählt wird und am Abend wieder dahinstirbt.

Zeig mir die Frucht, die fault, eh' man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!

Sollte mich aber jemals ein Augenblick so schwach finden, daß irgend eine von jenen Welterscheinungen, die ich zuvor verfluchte, Ruhmsucht, Wissenschaft, Weibergunst, Rebensaft meine Sinne verlockten und die soeben abgeschüttelten Fesseln mir aufs Neue wieder anlegten, so will ich Dir verfallen seyn und in jener Welt dienen, wie Du mir in dieser gedient hast, also auch, daß das hier von mir Gesagte zwischen uns als ein unverbrüchlicher Vertrag gelten soll. Ich weiß längst, daß keine Freude mehr an diesem Erdballe für mich aufblüht, sowie, daß alle Deine Kunst eitel Blendwerk ist; aber ich will mich betäuben, und für diese Aufgabe und ihre Lösung bist Du gut genug.

Kannst Du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst Du mich mit Genuß betrügen;

Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephistopheles.

Topp!

Faust.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn,
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist Du Deines Dienstes frei,
Die Uhr mag steh'n, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

18.

Mephistopheles. Dessen Gutachten über die vier Facultäten.

Diese Scene ist sehr merkwürdig, weil der Teufel darin seine Ansichten von Kunst, Wissenschaften und Gelehrsamkeit niederlegt. Um indeß Alles recht zu

verstehen, muß man, wie in einem Hohlspiegel, Alles verkehrt lesen. Durchgängig herrscht eine scharfe, schneidende Ironie. So z. B. empfiehlt der Teufel dem jungen, angehenden Discipulus, fleißig Hefte zu halten, nachzuschreiben u. s. w.

Und Euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' Euch der Heilig Geist!

Vom Denken ist gar nicht die Rede. Auch die Theorie, oder die Beschäftigung mit dem Getrennten, Abgesonderten, wird als ein zweiter Hauptpunkt der Bildung, wie sie es nennen, dem Schüler auf das angelegentlichste vom Teufel empfohlen. Freilich ist der Weg des Genies ein anderer, als den die Menge wandelt. Das lebenvolle Genie, obwol es jene, dem eigentlichen Wesen der Dinge abgenommenen traurigen Schattenrisse, die vertrockneten Linien, Zirkel und Dreiecke, als Grundformen wahrhaftig anerkennt, ja dieselben sogar als Bedingung, als Fundament alles Daseyns, unkörperlich voraussetzt, so mag es sich doch keinesweges aus dem wahren Leben ausscheiden und in Trennungen einlassen, die der Natur fremd und höchstens nur ein Antheil menschlicher Schwachheit sind. Es ist in seinem innern Wesen Eins mit Gott;

es ruht, so zu sagen, in dieser ungetrennten Einheit und weiß, gleichsam durch Instinct belehrt, daß alles Theoretische sein Ziel nothwendig verfehlt und eben, weil es trennt, auch nicht im Stande ist, das geringste Ganze, sei es ein Pfirsichkern, eine Erdbeere oder ein Mückenfuß, auf seinem abgezogenen Wege hervorzubringen. Mephistopheles ergetzt dagegen dies ironische Gespensterwesen über die Maßen:

> Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
> Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
> Das preisen die Schüler aller Orten,
> Sind aber keine Weber geworden.

Dem Schüler ist's freilich:

> von allen dem so dumm,
> Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Der Asmodi aber tröstet ihn damit, je länger man die spanischen Schnürstiefeln trage, je besser werde man sie auch gewohnt, und je länger man die schwarzen entleibten Schattenrisse ansehe, je sonnenklarer werde es Einem davon vor den Augen:

> Das wird nächstens schon besser gehen,
> Wenn ihr lernt Alles reduciren
> Und gehörig classificiren.

Auf jeden Fall, und wo die Theorie ihm gar zu trocken würde, räth er ihm sublim an, dieselbe, z. B. in der Medizin, mit etwas Sinnengenuß oder Sünde zu versetzen.

19.

Von der Metaphysik und den falschen Vorstellungen, die häufig durch sie über Gott verbreitet werden.

Es darf wol nicht befremden, daß Mephistopheles hier wie überall sich im Getrennten wohlgefällt. Aller Irrthum, wie in der Kunst so in der Wissenschaft, geht ja eben, wie schon bemerkt, aus der unseligen Trennung von Gott und Natur, von Seele und Leib, von Geist und Materie hervor. Es gab Völker, die prächtige Tempel bauten und darin zuletzt einen Apis, eine Zwiebel anbeteten, wie die alten Ägyptier. Da haben wir, was der sinnreiche, tiefe Schelling mit vollem Rechte eine gottlose Natur nennt. Andere dagegen dachten sich Gott als ein rein geistiges, verklärtes, völlig von aller irdischen Erscheinung ab-

geschiedenes Wesen, das droben im blauen Himmel dasitze und sich, wie Fichte sagt, vom Morgen bis zum Abend auf seinem Throne Psalmen und Loblieder eine ganze Ewigkeit hindurch vorsingen lasse. Eine so geistlose Unterhaltung, daß schon hier auf Erden ein halbweg tüchtiger Mann sie verschmähen und bald müde bekommen würde, wie sollte sie denn für das höchste aller Wesen irgend genügend erfunden werden? Inzwischen wird, wer die Geschichte der Philosophie mit einiger Aufmerksamkeit durchliest, gemeiniglich nur zwischen jenem naturlosen Gott oder einer gottlosen Natur zu wählen haben. Von einer würdigen Durchdringung beider im goethe'schen Sinne (vergleiche dessen frühere Äußerungen) wird wol nur selten die Rede seyn. Ebendeßhalb steht die Lehre von dem in die Zeit gekommenen leidenden Gott, gehörig aufgefaßt, als Fundament aller Philosophie so einzig hoch, so unübertroffen da. Das Christenthum ist eben dadurch Christenthum, daß es die höchste und allgemeinste aller Ideen ausspricht, und daß kein Mensch auf diesem Wege je weiter vorzubringen vermag. Wäre nämlich kein leidender Gott in der Zeit, das heißt, wäre nichts vorhanden, was die flüchtigen Erscheinungen

der Gegenwart durch Sitte und Erhabenheit der Gesinnung adelte, und so ihr namenloses Leiden im Wechsel aller irdischen Verhältnisse erträglich machte, so würde man sich bald versucht fühlen, dem edeln Menschen als dem eigentlichen Gott des Menschengeschlechtes Verehrung zu bezeigen, ja Altäre zu errichten. Denn in der That ist ein edles Wesen, das nur ein Leben zu verlieren hat und dasselbe freudig für seine Freunde, ja für seine Feinde, daransetzt, beiweitem dem erbarmungslosen Gott vorzuziehen, der oben für sich selbst in trauriger Abgeschlossenheit sein Daseyn führt, völlig unbekümmert darum, ob Millionen hier unten einem rathlosen Zufalle dahingegeben sind. Mit gleichem Rechte, wie solch ein Gott, möchten denn auch wol die Räder der Natur dem Menschen, indem sie ihn zermalmen, Anbetung abfodern. Da haben wir denn genau wieder Das, was Schelling unter einem naturlosen, das heißt, unter einem von aller Natur ausgeschiedenen Gott verstand. Sein Wesen wird so zart, so dünn, so durchsichtig von den Anhängern dieses Systems gedacht und durchgeführt, daß er zuletzt lieber gar nicht erscheint, und der Schöpfer darüber seine Schöpfung

verliert. Erst fängt man freilich nur damit an, die Natur als völlig außer ihm zu betrachten, sodann nur noch ein paar Schritte weiter, und das Irrewerden an seinen Werken wird gar bald das Ableugnen des ewigen Urhebers selbst gleichsam zur nothwendigen Folge haben. Unselige Trennung!

20.

Goethe's Glaubensbekenntniß.

Wie anders Goethe im Faust. Da ist von keiner Zeit, von keiner Gegenwart, von keiner Zukunft in Gott die Rede; da ist es nur ein Athem, der in sichtbar unsichtbarer Nähe, wie er dem menschlichen Herzen warm entquillt, so auch alle Creaturen in sich aufnimmt.

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und sich unterwinden

Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen Dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar, sichtbar neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist Alles,
Nam' ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut!

Das ist vielleicht die herrlichste Stelle, die Goethe'n oder irgend einem Dichter über das Wesen Gottes je gelungen ist. Sie gibt mit wenig Worten den

Hauptinhalt aller echten Philosophie und Metaphysik, die **Gott und die Natur nicht trennt, sondern selig mit einander vereint.**

21.

Wie Mephistopheles das Patronat über alle Wortmenschen und Scholastiker übernimmt, und was auf diesem Wege zu hoffen ist.

Wie sollte darum ein Mephistopheles von einem Wege, der zu solchen Resultaten führt, nicht gelegentlich abrathen? Auch in der Theologie spielt der Teufel den Scholasticus und stellt auch hier das leere Wort ohne alle Begriffe oben an. Warum er auch in diesem Fache dem Getrennten so hold ist, darüber läßt er uns keinesweges in Ungewißheit, indem er sagt:

Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,

An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben!

Statt jener wahrhaften Theologie also, wodurch der Mensch Gott in sich erlebt und in verwandter Reinheit des Herzens ein Engel zu den andern Engeln in seinen ewigen Ursprung wieder zurückkehrt, zeigt ihm der Teufel eine andere Kunst, die ihn an den Außenwerken der Religion verhaftet und jenen gefährlichen, nichtigen Streit um hohle Lehren und Dogmen, wie er mishellig genug durch die dunkeln Jahrhunderte wiederklingt, immer wieder aufs Neue anzufachen und zu erwecken geschäftig ist.

Nachdem er so alles echte Wissen in dem Schüler abgetödtet und ihm dagegen die Wortwissenschaft als das höchste Kleinod empfohlen hat, schreibt er ihm, damit auch die letzte Gabe, die der Mensch einer aufgeblähten, falschen Gelehrsamkeit verdankt, der Stolz, ja nicht außenbleibe, als Gegensatz christlicher Demuth in sein Stammbuch höhnisch denselben Spruch ein, womit der Teufel einst unser Aller Stammmutter, Eva, als er ihr den Apfel gab, zum Falle verlockte: „Sobald ihr von dieser Frucht essen werdet, sind eure Augen aufgethan und ihr werdet Gott gleich

seyn.“ Kaum aber wendet der gläubige und hocherbaute Schüler den Rücken, so legt der Teufel das ehrliche Geständniß ab: dem Scholar solle schon einmal auf diesem Wege eines hohlen und leeren Formenkrames vor seiner Gottähnlichkeit bange werden:

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei Deiner Gottähnlichkeit bange.

22.

Das Paradies auf Erden. Letzte Station in Auerbach's Keller.

Es war eine Ratt' im Kellernest,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte sich ein Ränzlein angemäst't,
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchin hatt' ihr Gift gestellt;
Da ward's so eng' ihr in der Welt,
Als hätt' sie Lieb' im Leibe!

Diesem echt niederländischen Gemälde ist es häufig vor dem Richterstuhle des feinern Geschmackes wie

ähnlichen Schilderungen des Shakspeare ergangen. Obiges Lied bezieht sich eigentlich auf den Streit von Siebel und Frosch. Der Frosch singt durchaus in zärtlichen Accenten:

Schwing' dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß mir mein Liebchen zehntausendmal!

Man sieht wohl, diesem hängt der Himmel noch ganz voll Geigen; dem Siebel dagegen scheinen wirklich schon einige Saiten gesprungen zu seyn. Er hat Erfahrungen über die Falschheit der Weiber in puncto puncti gemacht und fällt daher dem Frosch ziemlich bärbeißig mit den Worten in die Rede:

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon nichts hören!

Ehrenfrosch aber läßt sich in Durchführung seines zärtlichen Themas durchaus nicht irre machen, sondern fährt in standesmäßigen Seufzern fort, seinem gefühlvollen Herzen Luft zu machen:

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel aber schüttelt den Kopf und warnt vor der

Liebeheuchlerin, die ihm als einem braven Kerl nur kurz zuvor erst so schrecklich mitgespielt.

Ja, singe, singe nur, und lob' und rühme sie!
Ich will zu meiner Zeit schon lachen.
Sie hat mich angeführt, Dir wird sie's auch so machen.
Zum Liebsten sei ein Kobold ihr beschert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg schäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleisch und Blut,
Ist für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wissen,
Als ihr die Fenster eingeschmissen!

Brander legt sich nun mit einem allegorischen Liede von einer fetten Ratte zwischen die streitenden Parteien. Er vergleicht den armen Siebel, wie ihn die Liebe abzehrt, mit einer wohlbeleibten Ratte, der eine muthwillige Küchenmagd Gift gestellt. Schon an sich sei das arme Ding zu bedauern, wenn es ihm nun in den Eingeweiden kneipe, sodaß es in allen Ecken und Winkeln der Küche herumfahre; aber sein Zustand werde noch bedauernswerther, wenn es vielleicht in demselben Augenblicke, wo es schon auf dem letzten

Loche pfeife, noch Hohn und Spott von der schönen Vergifterin erfahren müsse. Siebel nimmt diesen Gesang mit einem etwas sentimentalen Unmuth auf, ohne, wie es scheint, die rechte Beziehung darin, und daß es auf ihn und seine unglückliche Liebe damit gemünzt sei, zu ahnen. Dies geht sonnenklar aus den Worten hervor:

Wie sich die platten Bursche freuen!
Es ist mir eine rechte Kunst,
Den armen Ratten Gift zu streuen!

Brander und Altmayer dagegen erklären sich dieses Rattenmitleid im verliebten oder vielmehr durch die Liebe vergifteten Siebel ganz natürlich durch die Wahlverwandtschaft seines Schmerbauches und seiner kahlen Platte.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte,
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er sieht in der geschwollnen Ratte,
Sein ganz natürlich Ebenbild.

23.

Das Lied vom Könige und vom Floh.

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh!

Der Sinn dieses humoristischen Liedes beruht auf nachfolgender Ansicht. An den Höfen schleicht sich oft heimliches Ungeziefer ein, das zu großem Ansehen gelangt und Band und Stern davonträgt. Sobald dasselbe auf dem Platze ist, den es sich zu erlangen vorgesetzt, so muß sich Alles auf das Ehrerbietigste vor ihm schmiegen und bücken, und ist doch nur eitel Ungeziefer. Wie glücklich ist dagegen das Volk, das sich doch wenigstens Luft machen und seiner Haut erwehren kann, wo solche heimliche Praktikenmeister ihm in den Weg treten:

Chorus (jauchzend).

Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht!

Dahingegen am Hofe muß die Königin selbst ganz leise auftreten, wo irgend solche Insecten zu Lieblin-

gen des regierenden Herrn heranwachsen; daher singt denn auch Altmayer:

Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Dies Teufelslied fängt mit dem Verse an:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie seinen eignen Sohn.

Sogar auf eine Hofuniform ist es abgesehen:

Da rief er seinen Schneider;
Der Schneider kam heran:
Da miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hosen an!
In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatt' Bänder auf dem Kleide,
Hatte auch ein Kreuz daran,
Und war sogleich Minister,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden seine Geschwister
Bei Hof auch große Herrn.
Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren sehr geplagt,

Die Königin und die Zofe
Gestochen und genagt,
Und durften sie nicht knicken,
Und weg sie jucken nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht!

24.

Von Hofuniformen, Schneidern und deren Verdienst um die Weltgeschichte.

Welche Huldigung, die hier dem Schneiderverdienste um die Weltgeschichte widerfährt! Kleider machen Leute, folglich auch Bischöfe und Prälaten, Junker, Marschälle und Hofmarschälle. Ist der Rock nur erst einmal fertig, und steckt der Junker darin, der Charakter kommt schon hinterdrein. Es ist eine schöne Willkür von dem Regenten; er hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, es koste, was es wolle, aus diesem Floh einen Junker zu machen, und siehe da, es glückt ihm — versteht sich mit Hülfe des Schneiders — auch wirklich. Eigentlich hat der Herr,

die Sache von dem gehörigen Standpunkte betrachtet, auch ganz Recht. Es ist ja mehr der Glaube an den Rock, den der Mann trägt, als an den Mann selbst, der darin steckt, was die Welt von jeher regiert hat. Gesetzt nur den einzigen Fall, daß alle Uniformen und Ordenshabite einen und denselben Schnitt hätten; welche unsägliche Verwirrung in der Weltgeschichte müßte davon die unausbleibliche Folge seyn! Seit der Stand der Unschuld einmal durch Eva verwirkt worden und die Sünde in die Welt gekommen ist, müssen die Schneider nothwendig eine Hauptrolle übernehmen, so wenig auch dieser Satz in seiner völligen Allgemeinheit bis jetzt erkannt worden ist.

25.

Von natürlichen Zaubertränken und deren Wirkung im Volke.

Auerbach's Weinkeller.

Mephistopheles (mit seltsamen Geberden).
Trauben trägt der Weinstock,
Hörner der Ziegenbock;

Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben;
Ein tiefer Blick in die Natur,
Hier ist ein Wunder, glaubet nur.

Hier spielt derselbe Humor des Dichters wie auf dem Blocksberge, wo er eine so tiefe und lebensvolle Ansicht der Natur entwickelt, daß dieselbe den gemeinen Augen völlig wie Zauberei erscheint und besonders die Aufklärer, die gern den Geist mit Händen greifen oder mit der Elle ausmessen wollen, in die größte Verlegenheit setzt.

Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben;

Völlig, wie wenn die Hexen um Walpurgis auf einem vertrockneten Besenstiele zum alten Zauberberge reiten, was denn doch wol keine andere und tiefere Deutung zuläßt, als die urkundliche, daß dem allgemein erwachenden Leben der Natur, besonders dem Alles verjüngenden Frühlinge, es eigen ist, daß jeder Stock und jedes vertrocknete Reisig, zauberisch von ihm angerührt, in Verbindung mit Morgen- und Abendroth, seine groben Hüllen schmelzen und eine Pfirsich, eine Rose oder eine Traube werden kann.

Wem keine Ahnung von diesem innern gewaltigen Naturleben selbst da nicht aufgegangen ist, wo er Goethe's Gartengespräche, dessen Unterhaltung mit Cocons und Schlangen (Siehe S. 37) gelesen hat, der vermesse sich nur nicht, so einen sittlich schönen Standpunkt er auch übrigens in der Welt einnehmen mag, über Goethe's Verdienst im Ganzen ein gerechtes Urtheil zu fällen. Die Anerkennung Goethe's oder vielmehr dessen gehörige Würdigung hängt noch von gänz andern Dingen ab. Doch unsere Gesellschaft in Auerbach's Keller ist indessen sehr laut geworden. Man höre nur, wie kräftig der gergesen'sche Rundgesang klingt, den die Handwerksburschen soeben anheben:

> Uns ist ganz kannibalisch wohl,
> Als wie fünfhundert Säuen!

Hier zeigt der Teufel dem Faust die eigentlichen Pforten des Volksparadieses auf Erden und wie wohl es seiner Gemeinheit in diesem sinnlichen Treiben ist. Im Prologe trug er sogar in der Mitte himmlischer Heerschaaren Gott den bescheidenen Wunsch vor: dem Menschen jenen kleinen Bruch von Vernunft lieber zu neh-

men, um ihn, mit Beseitigung aller geistigen Ansprüche, seinen rechten Standpunkt in der Thierwelt einnehmen zu lassen. Hier zeigt sich nun dieses mephistophelische Glückseligkeitssystem in seiner schönsten Anwendung. Übrigens sind diese auerbach'schen Gergesener, wie man sieht, von den wirklichen Gergesenern himmelweit unterschieden. Dort stürzt sich der Teufel in fünfhundert Säue, die den widerwärtigen Gast freilich aufzunehmen gezwungen sind. Hier ist der Fall völlig umgekehrt, und vier oder fünf Handwerksburschen fodern den Teufel an der Spitze von fünfhundert Säuen heraus, sich in sie zu stürzen. Ja, sie versichern uns sogar, daß dies bereits geschehen ist, und daß sie fünfhundert Gergesener in ihrem Leibe hätten, ohne sich dadurch im geringsten belästigt zu fühlen; im Gegentheile, daß ihnen recht kannibalisch wohl dabei zu Muthe wäre.

Diese grobe Bestialität widersteht denn freilich dem Faust, obgleich er den Schlingen einer verfeinerten Sinnlichkeit, wie so viele Menschen, in der Folge dennoch nicht auszuweichen im Stande ist. Sehr humoristisch sind auch vom Dichter die gewöhnlichen Folgen eines Weinrausches, ganz im Sinne des

Volkes, das jeden Stoff zu Wundern verarbeitet, feenhaft dargestellt. Sie sehen doppelt, halten ihre eigenen Nasen für Weintrauben und wollen sich dieselben vom Kopfe herunterschneiden.

Mephistopheles (mit ernsthafter Geberde).
Falsch Gebild' und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seid hier und dort! —
(Sie stehen erstaunt und sehen einander an.)

Altmayer.
Wo bin ich? Welches schöne Land?

Frosch.
Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.
Und Trauben gleich zur Hand

Brander.
Hier unter diesem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!
(Er faßt Siebeln bei der Nase. Die Andern thun es wechselseitig und heben die Messer.)

Könnten sie doch nur dem Geiste des Weines auf die Spur kommen, oder ihn, wie es Aller Wunsch

und Verlangen ist, mit Händen greifen, sogleich würde es heißen:

Stoßt zu! der Kerl ist vogelfrei!

Aber eben da liegt der Knoten, und Mephistopheles steht vor dem Fasse. Altmayer dagegen beklagt sich, daß es ihm bleischwer in den Füßen liege, was freilich unter solchen Umständen durchaus nicht mit rechten Dingen zugehen kann; irgend Jemand hat es ihm nothwendig angethan. Von inwohnenden geheimen Kräften der Natur will das Volk durchaus nichts wissen, sondern verkörpert Alles, was ihm an diesen Grenzen aufstößt, in Hexen und Gespenster. Diese mit ihrem siegreichen Lichte zu verscheuchen, ist freilich für die Aufklärung keine sehr verwickelte Aufgabe; wo sie aber tiefer in das wundervolle Fundament der Natur selbst geräth und dieses antastet, muß sie bald einsehen lernen, daß sie zwar die Hülle des Wunders, aber keineswegs das Wunder selbst zerstören kann. —

26.

Die Katzengeister in der Hexenküche, nebst Commentar zu einigen ihrer Orakelsprüche.

Mephistopheles und Faust treten herein und werden von den Larven, die hier an den Töpfen herumsitzen und quirlen und kochen, in einem Tone begrüßt, der durch den Diphthong Au der Katzensprache sehr verwandt ist:

Sieh, welch' ein zierliches Geschlecht!
Das ist die Magd! das ist der Knecht!
(Zu den Thieren.)
Es scheint, die Frau ist nicht zu Hause?

Die Thiere.

Beim Schmause,
Aus dem Haus,
Zum Schornstein hinaus!

So charakteristisch schon dieser Eingang ist, so übertrifft doch, was folgt, ihn noch beiweitem:

So sagt mir doch, verfluchte Puppen,
Was quirlt ihr in dem Brei herum?

Thiere.

Wir kochen breite Bettelsuppen.

Mephistopheles.

Da habt Ihr ein groß Publicum.

Die breiten Bettelsuppen beziehen sich wol ironisch auf den breiten Aberglauben, der sich mit einem dicken, handgreiflichen Schatten bei allen Völkern durch die ganze Weltgeschichte hinlagert. Meerkatzen, Hexen, Hokuspokus, aller Art unverständliche, ja völlig sinnlose Worte und Zahlen begegnen uns überall, wo von Untersuchungen höherer Gegenstände die Rede ist. Das war ja eben die Faust'en so wohl bekannte Umgebung des Lügengeistes, die ihn gleich vom Anfange herein so widrig anekelte. Mephistopheles aber versichert ihn: das sei nur so die ungefähre Einkleidung, womit die Hexe ihre so gründlich tiefe Wissenschaft bemäntle und an der Oberfläche dieser Welt einführe. Wie und auf welchem Wege es die Katzengeister anwandelt, Menschen zu seyn, ist auch sehr humoristisch gedacht und zeigt von guter Bekanntschaft mit dem buntverworrenen Weltlaufe.

Der Kater.

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen!

Mephistopheles.

Wie glücklich würde sich der Affe schätzen,
Könnt' er nur auch ins Lotto setzen!

Die jungen Meerkätzchen bringen zwischen diesem Gespräche eine große Kugel gerollt; daran knüpft der alte philosophische Geldkater eine Weltbetrachtung über die Hinfälligkeit der Formen und die Ewigkeit der Geister, die dahinter ihr Wesen treiben.

Der Kater.

Das ist die Welt,
Sie steigt und fällt
Und rollt beständig;
Sie klingt wie Glas:
Wie bald bricht das?
Ist hohl inwendig,
Hier glänzt sie sehr,
Und hier noch mehr:

Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben;
Ein tiefer Blick in die Natur,
Hier ist ein Wunder, glaubet nur.

Hier spielt derselbe Humor des Dichters wie auf dem Blocksberge, wo er eine so tiefe und lebensvolle Ansicht der Natur entwickelt, daß dieselbe den gemeinen Augen völlig wie Zauberei erscheint und besonders die Aufklärer, die gern den Geist mit Händen greifen oder mit der Elle ausmessen wollen, in die größte Verlegenheit setzt.

Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben;

Völlig, wie wenn die Hexen um Walpurgis auf einem vertrockneten Besenstiele zum alten Zauberberge reiten, was denn doch wol keine andere und tiefere Deutung zuläßt, als die urkundliche, daß dem allgemein erwachenden Leben der Natur, besonders dem Alles verjüngenden Frühlinge, es eigen ist, daß jeder Stock und jedes vertrocknete Reisig, zauberisch von ihm angerührt, in Verbindung mit Morgen- und Abendroth, seine groben Hüllen schmelzen und eine Pfirsich, eine Rose oder eine Traube werden kann.

Wem keine Ahnung von diesem innern gewaltigen Naturleben selbst da nicht aufgegangen ist, wo er Goethe's Gartengespräche, dessen Unterhaltung mit Cocons und Schlangen (Siehe S. 37) gelesen hat, der vermesse sich nur nicht, so einen sittlich schönen Standpunkt er auch übrigens in der Welt einnehmen mag, über Goethe's Verdienst im Ganzen ein gerechtes Urtheil zu fällen. Die Anerkennung Goethe's oder vielmehr dessen gehörige Würdigung hängt noch von ganz andern Dingen ab. Doch unsere Gesellschaft in Auerbach's Keller ist indessen sehr laut geworden. Man höre nur, wie kräftig der gergesen'sche Rundgesang klingt, den die Handwerksburschen soeben anheben:

> Uns ist ganz kannibalisch wohl,
> Als wie fünfhundert Säuen!

Hier zeigt der Teufel dem Faust die eigentlichen Pforten des Volksparadieses auf Erden und wie wohl es seiner Gemeinheit in diesem sinnlichen Treiben ist. Im Prologe trug er sogar in der Mitte himmlischer Heerschaaren Gott den bescheidenen Wunsch vor: dem Menschen jenen kleinen Bruch von Vernunft lieber zu neh-

men, um ihn, mit Beseitigung aller geistigen Ansprüche, seinen rechten Standpunkt in der Thierwelt einnehmen zu lassen. Hier zeigt sich nun dieses mephistophelische Glückseligkeitssystem in seiner schönsten Anwendung. Übrigens sind diese auerbach'schen Gergesener, wie man sieht, von den wirklichen Gergesenern himmelweit unterschieden. Dort stürzt sich der Teufel in fünfhundert Säue, die den widerwärtigen Gast freilich aufzunehmen gezwungen sind. Hier ist der Fall völlig umgekehrt, und vier oder fünf Handwerksburschen fodern den Teufel an der Spitze von fünfhundert Säuen heraus, sich in sie zu stürzen. Ja, sie versichern uns sogar, daß dies bereits geschehen ist, und daß sie fünfhundert Gergesener in ihrem Leibe hätten, ohne sich dadurch im geringsten belästigt zu fühlen; im Gegentheile, daß ihnen recht kannibalisch wohl dabei zu Muthe wäre.

Diese grobe Bestialität widersteht denn freilich dem Faust, obgleich er den Schlingen einer verfeinerten Sinnlichkeit, wie so viele Menschen, in der Folge dennoch nicht auszuweichen im Stande ist. Sehr humoristisch sind auch vom Dichter die gewöhnlichen Folgen eines Weinrausches, ganz im Sinne des

Volkes, das jeden Stoff zu Wundern verarbeitet, feenhaft dargestellt. Sie sehen doppelt, halten ihre eigenen Nasen für Weintrauben und wollen sich dieselben vom Kopfe herunterschneiden.

Mephistopheles (mit ernsthafter Geberde).
Falsch Gebild' und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seid hier und dort! —
(Sie stehen erstaunt und sehen einander an.)

Altmayer.
Wo bin ich? Welches schöne Land?

Frosch.
Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.
Und Trauben gleich zur Hand

Brander.
Hier unter diesem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!
(Er faßt Siebeln bei der Nase. Die Andern thun es wechselseitig und heben die Messer.)

Könnten sie doch nur dem Geiste des Weines auf die Spur kommen, oder ihn, wie es Aller Wunsch

und Verlangen ist, mit Händen greifen, sogleich würde es heißen:

Stoßt zu! der Kerl ist vogelfrei!

Aber eben da liegt der Knoten, und Mephistopheles steht vor dem Fasse. Altmayer dagegen beklagt sich, daß es ihm bleischwer in den Füßen liege, was freilich unter solchen Umständen durchaus nicht mit rechten Dingen zugehen kann; irgend Jemand hat es ihm nothwendig angethan. Von inwohnenden geheimen Kräften der Natur will das Volk durchaus nichts wissen, sondern verkörpert Alles, was ihm an diesen Grenzen aufstößt, in Hexen und Gespenster. Diese mit ihrem siegreichen Lichte zu verscheuchen, ist freilich für die Aufklärung keine sehr verwickelte Aufgabe; wo sie aber tiefer in das wundervolle Fundament der Natur selbst geräth und dieses antastet, muß sie bald einsehen lernen, daß sie zwar die Hülle des Wunders, aber keineswegs das Wunder selbst zerstören kann. —

26.

Die Katzengeister in der Hexenküche, nebst Commentar zu einigen ihrer Orakelsprüche.

Mephistopheles und Faust treten herein und werden von den Larven, die hier an den Töpfen herumsitzen und quirlen und kochen, in einem Tone begrüßt, der durch den Diphthong Au der Katzensprache sehr verwandt ist:

Sieh, welch' ein zierliches Geschlecht!
Das ist die Magd! das ist der Knecht!
(Zu den Thieren.)
Es scheint, die Frau ist nicht zu Hause?

Die Thiere.

Beim Schmause,
Aus dem Haus,
Zum Schornstein hinaus!

So charakteristisch schon dieser Eingang ist, so übertrifft doch, was folgt, ihn noch beiweitem:

So sagt mir doch, verfluchte Puppen,
Was quirlt ihr in dem Brei herum?

Thiere.

Wir kochen breite Bettelsuppen.

Mephistopheles.

Da habt Ihr ein groß Publicum.

Die breiten Bettelsuppen beziehen sich wol ironisch auf den breiten Aberglauben, der sich mit einem dicken, handgreiflichen Schatten bei allen Völkern durch die ganze Weltgeschichte hinlagert. Meerkatzen, Hexen, Hokuspokus, aller Art unverständliche, ja völlig sinnlose Worte und Zahlen begegnen uns überall, wo von Untersuchungen höherer Gegenstände die Rede ist. Das war ja eben die Faust'en so wohl bekannte Umgebung des Lügengeistes, die ihn gleich vom Anfange herein so widrig anekelte. Mephistopheles aber versichert ihn: das sei nur so die ungefähre Einkleidung, womit die Hexe ihre so gründlich tiefe Wissenschaft bemäntle und an der Oberfläche dieser Welt einführe. Wie und auf welchem Wege es die Katzengeister anwandelt, Menschen zu seyn, ist auch sehr humoristisch gedacht und zeigt von guter Bekanntschaft mit dem buntverworrenen Weltlaufe.

Der Kater.

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen!

Mephistopheles.

Wie glücklich würde sich der Affe schätzen,
Könnt' er nur auch ins Lotto setzen!

Die jungen Meerkätzchen bringen zwischen diesem Gespräche eine große Kugel gerollt; daran knüpft der alte philosophische Geldkater eine Weltbetrachtung über die Hinfälligkeit der Formen und die Ewigkeit der Geister, die dahinter ihr Wesen treiben.

Der Kater.

Das ist die Welt,
Sie steigt und fällt
Und rollt beständig;
Sie klingt wie Glas:
Wie bald bricht das?
Ist hohl inwendig,
Hier glänzt sie sehr,
Und hier noch mehr:

Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!
Du mußt sterben!
Sie ist von Thon,
Es gibt Scherben.

Man sieht, der Katzengeist spricht gleichsam instinctmäßig größere Dinge aus, als er wol selbst weiß. Darüber naht die Hexe, um Faust das bewußte Liebestränkchen zur Verjüngung einzurühren. Die Katzengeister nöthigen Mephistopheles indeß auf einem Sessel zu sitzen; sie bringen ihm einen Wedel, den er statt des Scepters in die Hand nimmt. Darauf beziehen sich denn die Worte:

Hier sitz' ich, wie der König auf dem Throne,
Den Scepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere verschaffen ihm auch diese und bitten ihn zugleich, durch ein neues, instinctmäßiges Aufblitzen richtig geführt, die zerbrochene Königskrone mit Schweiß und Blut wieder zusammenzuleimen. Ein Wunsch, der, in seiner ganzen Tiefe erwogen, so politisch klingt, daß man schwören sollte, die Katzen-

geister hätten wie die alte römische, so die neue Reichs=geschichte Capitel für Capitel mit allen ihren Entthronungen und Meuchelmorden vom Anfange des ersten bis zu Ende des letzten Krieges durchlesen. Sie sind aber auch selber dieses Fundes so froh, daß sie darüber gleichsam in ein berauschendes Entzücken ausbrechen:

Nun ist es geschehn!
Wir reden und sehn,
Wir hören und reimen.

In diesem Katzengespräche ist, wie man wohl sieht, ein gar verwegener Ansatz zur Menschheit enthalten. Faust fühlt sich dadurch nicht wenig beunruhigt, und Mephistopheles selbst greift mitunter an seinen Kopf, der über alle diese Wahlverwandtschaft in ein höchst wunderliches Schwanken geräth, findet sich aber doch gleich wieder durch das naive Eingeständniß der Katzen=geister zurecht, daß lediglich der Reim ihnen diese erhabenen Gedanken eingegeben habe. Wie Faust in der Folge aus den Händen der Hexe den Trunk nehmen soll, woran seine Wiederverjüngung geknüpft ist, fallen ihm von Neuem die klingenden Gläser, die

singenden Kessel, die in einen Kreis mit Büchern umhergestellten Meerkatzen höchst widerwärtig auf:

Nein, sage mir, was soll das werden?
Das tolle Zeug, die rasenden Geberden,
Der abgeschmackteste Betrug
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephistopheles.

Ei, Possen! das ist nur zum Lachen;
Sei nur nicht ein so strenger Mann!
Sie muß, als Arzt, ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

Die Hexe fängt nun an mit großer Emphase aus einem Buche zu lesen. Dieses ist mit lauter Unsinn und Widersprüchen angefüllt, worin man freilich am Ende eine ironische Beziehung nicht verkennen kann. Blutig geführte Streitigkeiten, worüber die Scheiterhaufen nur erst kürzlich verlöscht sind, gehören mit zu den Ingredienzien dieses von Meerkatzen gerührten Hexenbreies, der leider so oft brennend in der Weltgeschichte überläuft.

Du mußt verstehn!
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach gleich,

So bist du reich.
Verlier die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist der Hexen=Einmal=Eins.

Faust.

Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.

Mephistopheles.

Das ist noch lange nicht vorüber!
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge und für Thoren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei,
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört!

Wer sieht nicht, wie geschickt hier der Dichter den guten Rath befolgt, den ihm der Humor oder die lustige Person im Prologe gegeben hat. Unter der Maske

eines gothischen Scherzes berührt er wie von ungefähr Wahrheiten, die mit so blutigen Zügen fast jedem Blatte der Weltgeschichte eingeschrieben sind.

27.

Faust's Himmelszwang.

Als Faust den Fluch über Alles, was die Welt der Erscheinungen ihm irgend bieten konnte, aussprach, war allerdings auch Unschuld, Anmuth und der Reiz weiblicher Schönheit mit in diesem Fluch begriffen. Ja, Faust setzte sogar als Bedingung fest: er wollte sofort dem dunkeln Reiche des Mephistopheles verfallen seyn, sobald die Neigung zu irgend einem Gegenstande dieser Art sich künftighin seines Herzens anhaltend bemächtige. Aber schon bei Erblickung des Zauberbildes von Margarethen im Hohlspiegel fängt dieser Vorsatz an schwankend zu werden. Wie er sie vollends nach diesem auf dem Kirchwege mit dem vergriffenen Gesangbuche unter dem Arme erblickt, ruft er im höchsten Feuer der Begeisterung aus:

Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergess' ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

Von dem Schnippischen indeß, das der Dichter in der Eingangsscene Margarethen beilegt, ist im Fortgange des Gedichts weiter die Rede nicht. Es scheint dort mehr aus Verlegenheit angenommen, mehr eine des äußern Anstandes wegen von ihr eingelernte als natürliche Rolle zu seyn. Man sieht dies auch aus einer in der Folge vorkommenden Äußerung des artigen Kindes, wo sie sich über Faust's zu rasches Vorschreiten bei ihrer ersten Bekanntschaft am Kirchwege beklagt:

Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne g'radehin zu handeln.

Im Ganzen hat sie es auch so übel nicht ge-

nommen; denn indem sie in ihrem Zimmer sich die Zöpfe flicht und aufbindet, sagt sie zu sich selbst:

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus
Und ist aus einem edeln Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen.

(Ab.)

In dieser Armuth welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!

ruft Faust beim Eintritte in Margarethens Zimmer aus. Das ganze beschränkte, schuldlose Leben von diesem Engelskinde, ihre reine Sittlichkeit wird Faust'en als einem tiefen Menschenkenner, sogleich auf den ersten Blick klar. Alle ihre Umgebungen sprechen zu ihm in stiller Bedeutung und sind ein heiliger Text, den seine Gefühle auslegen. Wie herrlich, wie phantasiereich ist die Anrede, womit er den alten Armsessel begrüßt! Er sieht Margarethen noch einmal als Kind, den Großvater im Lehnsessel; sie kommt, küßt ihm die welke Hand und empfängt seinen Se-

gen. Ordnung und Sitte reißen ihn auf jedem Schritt, den er weiter in dies Heiligthum wagt, zu Liebe und Bewunderung hin. In dem einzigen spätern Ausdrucke: „Armsel'ger Faust, ich kenne dich nicht mehr!" regt sich eine so heilige Scham, eine so zarte Bekümmerniß und Reue, von einem geistigen Zustande, wie sein vergangener war, so plötzlich heruntergesunken und dem thörichten Spiele seiner eigenen Sinnlichkeit verfallen zu seyn, daß Mephistopheles in der Folge Mühe genug hat, ihn auf die vorige Bahn des Irrthums wieder zurückzubringen. Wie denn überhaupt in der Engelsunschuld Margarethens gleichsam ein Probierstein aller echten Weisheit und zugleich die vollständigste und herrlichste Widerlegung aller jener Teufeleien enthalten ist, wodurch Mephistopheles das Herz des edeln Faust nach und nach zu umstricken sucht. Alles, was an diesem holden Wesen athmet und lebt, ist wie aus einem Gusse empfunden und gedacht. Und hätte Goethe weiter nichts geschrieben als die eine Scene, wo Margarethe im Garten die Blumen zerpflückt, um zu sehen, ob Faust sie liebt oder nicht, so würde diese allein ihn zu einem ewigen Lieblinge der Natur stempeln. Ja, wofern jemals

eine verhüllte, duftende Rose Worte und Sprache erhielte und einen Laut von sich gäbe, so könnte man sie wohl in dem Augenblicke, wo sie ihren Kelch eröffnete, Margarethe zu nennen, sich versucht fühlen.

